

Kollateralschaden

Die Opfer des Krieges

by Michael Haase, ...

Veröffentlicht: 2015



Inhalt

Die Plünderer
Das Tribunal der verirrtten Seelen
Das Ende des Wahnsinns
Aufzeichnungen eines Leutnants
Die Kinder



Die Plünderer

Es war eine sehr dunkle Nacht, dunkler als die meisten. Der Mond lag verborgen unter einer dicken Schicht von Wolken und hüllte die Welt in tiefe Finsternis. Völlige Stille umgab das Tal und kein Geräusch war zu hören außer der ruhigen, gleichmäßigen Strömung des Flusses. Man schrieb den sechsten Dezember. Nikolaus-Tag. Doch statt gespannter Erwartung und leuchtender Kinderaugen herrschten Angst, Ungewissheit und innere Unruhe bei den Menschen vor.

Jeder war mit sich selbst genug beschäftigt und dachte darüber nach, wie er am besten seine eigene Haut und die seiner Lieben retten könnte. Die Politiker hielten sich an einem sicheren Ort versteckt und sendeten über Funk Durchhalteparolen ans Volk, während dieses langsam verblutete. Aufgerieben wie Getreidekörner zwischen zwei Mahlsteinen wurden die Menschen zwischen den Einheiten der Armee und den Rebellen. Dazu trieben seit neuestem auch noch bewaffnete Banden ihr Unwesen in den verwüsteten Gebieten und stahlen den Menschen das letzte bißchen, das sie nach dem langen Krieg noch besaßen.

Die Wirtschaftselite und viele Geschäftsleute hatten ohnehin schon das Land verlassen und soviel an Kapital herausgebracht wie ihnen möglich war. So mancher, der entkommen war, freute sich dagegen allein an der Tatsache, daß er überlebt hatte und dem Schrecken entkommen war. Aber nicht von den politischen Entscheidungen oder von reichen Geschäftsleuten handelt meine Geschichte, sondern von solchen Männern, die ich vorher lapidar als bewaffnete Banden bezeichnet habe.

In jener Nacht lagen vier solcher Männer an besagtem Fluß im Dickicht des Unterholzes und hielten sich in einer Senke verborgen. Abgehärtet wie sie waren störte sie weder die eisige Kälte, die durch den scharfen Westwind noch verstärkt wurde noch der beißende Hunger, unter dem sie seit Tagen litten. Ihre Gesichter waren fahl und der Blick war leer. Sie wirkten müde, aber die Aussicht auf reiche Beute verlieh ihnen Kraft. Gespannt starrten sie auf den Fluß und in die Richtung, in der die große, verlassene Stadt liegen mußte.

Wo man sonst kleine Lichter hätte sehen können, die aus den Wohnzimmern der Menschen hinaus in die dunkle Nacht leuchteten, wo sonst riesige Leuchtreklamen die Bürger zum Kauf bestimmter Waren animierten, da war alles finster und wo man sonst Autolärm und das monotone Dröhnen des Kraftwerks vernehmen konnte, da herrschte Totenstille.

Die Stadt war von den Menschen verlassen worden, gespenstisch lag sie vor ihnen wie eine Ruine. Die Männer verspürten ein angenehmes Kribbeln im Bauch

beim Gedanken an die Reichtümer und Vorräte, welche die verschreckten Bewohner zurückgelassen hatten, um schneller fliehen zu können. Die Stille und Dunkelheit kam ihnen natürlich gelegen, denn für ihr Vorhaben konnten sie keine Helligkeit, kein Licht und erst recht kein Aufsehen gebrauchen. Sie waren ganz in schwarz gekleidet und hatten sogar ihre Gesichter geteert. Auch die beiden Ruderboote, die versteckt hinter ihnen in den Büschen lagen hatten sie lackiert um sie bestmöglich an die Dunkelheit anzupassen.

Auf Räuberei und Plündern stand die Todesstrafe.

Jedem von ihnen war diese Tatsache bewußt, jeder kannte die schnell einberufenen Standgerichte, alle hatten sie schon die zur Abschreckung baumelnden Leichen gehenker Verbrecher gesehen. Dabei war es völlig egal ob man Schmuck, Geld oder nur einen Laib Brot gestohlen hatte. Olaf, der Anführer, zündete sich eine selbstgedrehte Zigarette an, die letzte bevor es losging. Er hielt sie in der hohlen Hand um keine überflüssige Lichtquelle abzugeben und beim Rauchen machte er tiefe, lange Lungenzüge. Wer ihn dabei beobachtete der mußte den Eindruck gewinnen, daß er eher aus Verbissenheit als aus Genuß rauchte. Die Anderen saßen jeder für sich in einer Ecke der Grube, schwiegen sich an und warfen sich verstohlene Blicke zu. Als sie sahen, daß er rauchte, folgten sie seinem Beispiel und pafften mit düsteren Gesichtern stillschweigend vor sich hin.

Gesprochen wurde nur sehr wenig. Man verstand sich auch ohne Worte. Als Olaf seine Zigarette geraucht hatte, drückte er den Stummel im Sandboden aus und vergrub ihn. Daraufhin griff er in seinen Rucksack und holte nochmals die Karte hervor, die er in den letzten Tagen so genau studiert hatte. Wieder und wieder überprüfte er die Landepunkte, sah auf seine Uhr, versuchte sich so viele Straßenzüge wie möglich einzuprägen, dann gab er es auf und faltete die zerschlissene, an vielen Stellen bräunlich verfärbte Karte wieder zusammen. Mit grimmigem Gesicht wendete er sich den anderen zu: „Los geht's Männer, ihr wißt was zu tun ist! Nehmt alles mit was nicht niet- und nagelfest ist und ins Boot paßt. Fünf Uhr seid ihr spätestens wieder hier! Verstanden?“

Die anderen nickten und machten grunzende Geräusche, die eine Zustimmung ausdrücken sollten, darauf gab Olaf ein Zeichen. Schwerfällig erhoben sich die Männer und reckten die eingeschlafenen müden Glieder, dann gingen sie zu den Booten. Schweigend schleppten je zwei Mann die unförmigen, alten Ruderboote über das sandige Ufer in die Fluten, sprangen auf und stießen sich geschickt mit den Paddeln ab. Sie mußten aufpassen, denn das Wasser war drei bis fünf Grad kalt und ein Sturz oder ein Kentern des Bootes hätten fatale Folgen gehabt. Erfrierungen und das Ende des Unternehmens wären die unvermeidliche Folge gewesen, darum hatte Olaf ihnen höchste Vorsicht geboten. Eine Weile lang fuhren die beiden Boote nebeneinander her. Im rechten Boot saßen Olaf und Peter, das linke Boot war besetzt vom alten Sigi und von Pit, dem Neuzugang der Bande.

Anfangs schaute Sigi oft zu Olaf, der mit selbstgefälliger Miene am Bug saß, in die Dunkelheit hinein spähte, während Peter alleine ruderte. Da Peter allerdings genauso muskelbepackt und sehnig wie brutal war wunderte es Sigi nicht, daß das rechte Boot dennoch genauso schnell war wie seines, in dem sie zu zweit ruderten.

In diesem Augenblick wurde ihm bewußt, wie sehr er sich vor Peter fürchtete.

Er hatte schon immer Furcht vor ihm gehabt. Aus dem Nichts gekommen hatte er sich schnell in die Gruppe eingefügt und sich seitdem niemals allzu weit von der Seite des Chefs entfernt. Man wußte wenig über ihn. Er erzählte nichts von sich und es gab auch niemanden, der etwas über ihn berichten konnte. Einzig sein mit Narben übersäter Körper und sein verstümmeltes Gesicht sprachen vom bewegten, Leid erprobten Leben, das dieser Mann unzweifelhaft gehabt hatte.

Was das Leben doch aus dem Menschen macht, dachte der Alte und wandte sich ab. Er spähte nach vorn in die Dunkelheit, sah aber nicht viel außer einigen entfernten dunklen Flecken, die einstmals bewohnte Hochhäuser oder Bürogebäude waren. Dann wandte er sich dem neuen Kameraden zu, betrachtete ihn neugierig, um auf diese Weise zu erfahren, was für ein Mensch dieser war.

Noch hatte er nicht mit ihm gesprochen und auch sonst nichts mit ihm zu tun gehabt und konnte ihn nicht einschätzen. Durch das Betrachten seiner Gesichtszüge und Körperhaltung versuchte er die Gedanken des Jungen zu erraten. Seine unbeholfenen, fast kindlichen Bewegungen sprachen für einen unausgereiften Jüngling und der Alte zweifelte daran, ob er für die Raubzüge der Männer schon reif genug war.

In der Tat war Pit ein großer, schlanker Bursche mit dünnen Lippen und langer Nase. Er hatte noch nicht viel mitgemacht, war vom Leben verwöhnt worden und das sah man ihm an. Das Haar trug er lang und zu einem Zopf gebunden und die Hände waren feingliedrig und zart wie von einem Mädchen. Der Alte schmunzelte und dachte, der Junge wäre in einem Büro weit besser aufgehoben als hier. Und wer weiß, vielleicht wäre er ja jetzt in einem Büro wenn nicht dieser verdammte Krieg das Land mit Verwüstung und Elend überzogen hätte und selbst unbeteiligte Bürger in ihren Häusern nicht sicher waren.

Pit war anscheinend voller Ungeduld, was sich in seinen hektischen, ungelentken Bewegungen bemerkbar machte. Dort ein Nagel kauen, da ein nervöses Trommeln aufs Paddel und immerzu dieses Zucken mit dem Kopf.

Sigi hatte kein gutes Gefühl. Dieser Mensch war voller Übermut und noch viel zu grün für solch ein gefährliches Unternehmen. Eine gefährliche Kombination, das wußte der Alte nur zu gut. Er hatte viele Männer gesehen im Lauf seines langen Lebens. Er wußte, was man mitbringen mußte fürs Geschäft und sah auf den ersten Blick wer geeignet war und wer nicht. Natürlich hatte er sich auch schon getäuscht, doch das war nur ein oder zweimal vorgekommen. Auf jeden Fall hätte er sein gesamtes Erspartes darauf verwettet, daß dieser Halbstarke zu nichts taugte.

Das war natürlich auch dem Boß bewußt und so hatte er ihn wohl wissend mit dem Alten zusammengetan. Sigi solle auf ihn aufpassen, ihn unter seine Fittiche nehmen, hatte er gesagt. Er legte eine schnellere Schlagzahl ein, da er auf andere Gedanken kommen wollte.

„Aber lieber den als diesen wahnsinnigen Peter, dem Schoßhund vom Boss, der ihm vollkommen hörig ist und alles für ihn tut. Peter, der selbst vor Gewalt und Mord nicht zurückschreckt!“

Voll Entsetzen sah er im Geiste die Ereignisse der letzten Woche vor sich. Er dachte an die schreienden Bauern, Weiber und Kinder, die sich ihnen in den Weg gestellt hatten und brutal niedergemacht wurden. Und warum hatten sie es getan, was war bei der ganzen Sache herausgesprungen? Ein paar Wertsachen, etwas

Verpflegung. Nicht mal ein einziges Schwein hatten sie noch gefunden, da die Armee alles konfisziert hatte.

Sigi lief ein eisiger Schauer über den Rücken. Unmerklich steuerte er ein wenig nach links um die anderen Beiden aus seinem Blickfeld zu verbannen. Die Boote waren jetzt etwa an der Flußmitte angekommen und bewegten sich an einer kleinen, mit Farnen bewachsenen Insel vorbei, auf der eine große Eiche stand, die an die zwanzig Meter hoch sein mochte und alles überragte.

Diese Eiche, welche Willenskraft, welche Stärke muß sie besitzen sich auf dieser kleinen Insel seit mehreren Jahrhunderten zu behaupten und ganz allein gegen hohe Wasser und Stürme anzukämpfen. Ich wäre gerne wie sie, doch dieser Weg ist einem armen Narren wie mir nicht beschieden. Was hab ich denn gelernt? Stehlen, rauben, erpressen, das ist meine Kunst. Aber nie habe ich einem Menschen Gewalt angetan, nie habe ich gemordet. Einerlei. Wenn sie uns schnappen, dann werden wir alle baumeln. Dann werden keine Unterschiede gemacht. Einer für alle, alle für einen, heißt es doch so schön. Wir sitzen alle in einem Boot, sagt der Boss doch immer. Heute stimmt es sogar.

Traurig dachte er an Pit, der sein Leben noch vor sich hatte und dabei war es wegzuworfen, dann mußte er wieder an den Baum denken. „Was sind wir Menschen doch für törichte Wesen. Wir denken uns gehört die Welt dabei bahnt sich dieser Fluß schon seit Urzeiten den Weg durchs Tal, thronen die Berge vor uns schon seit Anbeginn der Zeit über die Landschaft. Und selbst dieser Baum dort mag schon mehr erlebt haben als eine ganze Division unserer Soldaten.“ Plötzlich schoß ihm ein Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf. Sigi wußte nicht, wieso oder weshalb, aber in diesem Moment beschloß er sein Leben zu verändern und Gutes zu tun. „Ich muß den Jungen retten, muß ihn vor einem tragischen Schicksal bewahren, muß verhindern das er so wird wie ich!“, dachte er und versank in eine tiefe Starre. Die Ruderbewegungen führte er aber genauso akkurat aus wie vorher auch.

Pit schaute den Alten mitleidig an, wie er tief in Gedanken versunken seine langsamen, ruhigen Ruderschlägen ausführte. Mal sah er ihn traurig vor sich hin schauen, mal saß er mit leerem Blick da, dann wieder lächelte er sanft. Einmal schien er angestrengt über etwas nachzudenken und Pit hätte zu gerne gewußt, was das war. Eines aber erstaunte den Jungen sehr: Die Richtung oder den Rhythmus verlor er bei seiner augenscheinlichen Zerstreung und Verwirrung, bei allem Nachdenken niemals.

So ein altes Fossil, dachte er. Lieber wäre ich mit dem Chef gefahren, aber als Frischling darf man nun mal nicht wählerisch sein. Vielleicht ist es aber auch gar nicht so schlecht, mit dem Alten unterwegs zu sein. Auf diese Weise bin ich wenigstens mein eigener Herr und kann tun und lassen, was ich will. Und falls ich etwas finde, dann behalte ich es für mich. Wenn ich fette Beute mache, dann hau ich ab, steig aus dem Geschäft aus und mache mir ein schönes Leben. Der Beruf des Diebes ist ohnehin nichts für mich, viel zu roh und zu gefährlich. Aber die Zeiten sind hart, sie verlangen nach Taten. Heute muß man was wagen, muß skrupellos sein und darf auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen.

Bei seinen Gedanken wurde er jäh unterbrochen, denn der Alte schlug ihm mit der Faust in die Seite und raunte ihm zu: „He du Träumer. Du sollst ordentlich rudern und nicht vom Kurs abweichen.“ Leise schmunzelnd fügte er hinzu: „Hast

wohl gerade an dein Mädchen gedacht, was?“ Pit zog es vor auf diese Frage nicht zu antworten und erschrak, weil in diesem Moment mehrere Detonationen in der Nähe einschlugen. Aufgeschreckt warf er sich auf den Boden, so daß das ganze Boot schaukelte und Sigi fast herausgeschleudert wurde. Die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen kauerte Pit zusammengekrümmt auf dem naßkalten Holz des Bootes und zitterte. Dabei störten ihn weder die Kälte, noch hatte er Angst festzufrieren.

Er zählte fünf aufeinanderfolgende Einschläge in der Nähe der Stadt, dann trat augenblicklich wieder Stille ein. Nur noch das gleichmäßige Rudern des Alten und das leise Plätschern des Wassers waren zu hören. Die nun eingetretene Ruhe erschütterte ihn jedoch noch mehr wie der laute Geschützdonner und es schüttelte ihn vor Angst am ganzen Körper.

„Alles in Ordnung, Pit! Steh auf und rudere weiter, nur keine Angst. Gleich sind wir am Ziel, aber wir müssen uns beeilen!“ Warmherzig, väterlich hatte der Alte gesprochen, Pit bemerkte jedoch den drohenden Unterton in seiner Stimme. Verschämt und zugleich zornig über die eben gezeigte Schwäche stand er auf. Seine Beine versagten ihm immer noch den Dienst und auch die Arme zitterten.

„Artilleriefeuer. Mörser, schätze ich!“, sagte der Alte mit einem Lächeln im Gesicht. „Sie werden bald kommen, dann geht es erst richtig los.“ Pit war starr vor Angst doch er riß sich zusammen und nach wenigen Minuten landete das Boot am Ufer.

Der Alte ging als erster von Bord; er sprang mit einer nicht für sein Alter erstaunlichen Kraft aus dem Boot, nahm das Halteseil mit sich und bedeutete dem Jungen, ebenfalls auszusteigen. Als sie gemeinsam das Boot aufs Ufer gezogen hatten, sahen sie im Schwachen Schein ihrer Taschenlampen etwa zwanzig Meter flußaufwärts das Boot ihrer Kameraden im Sand liegen. Von Olaf und Peter war nichts zu sehen, sie waren längst auf dem Weg in Richtung Stadt.

„Zieh die Sturmhaube über!“, fuhr der Alte Pit an.

„Konzentriere dich jetzt, verdammt noch mal!“ Pit nickte und holte die Maske heraus, die er in der wärmenden Hosentasche gehabt hatte. Die anderen sind schneller gewesen, dachte Sigi und ging dann, den Jungen hinter sich herziehend voran in Richtung Stadt. Mit Erreichen festen Bodens unter den Füßen wurde Pit wieder etwas selbstbewußter und gewann an Sicherheit. Auf jeden Fall war seine Abenteuerlust und die Gier nach Beute wieder erwacht.

Seinen freien Willen hatte er jedoch längst verloren, hatte sich in allen Belangen dem Alten unterwerfen müssen. Auch wenn er ihn nicht mochte, so mußte er doch dessen Erfahrung und Ruhe anerkennen. Insgeheim überlegte er die ganze Zeit was er tun würde, wenn er etwas Wertvolles finden würde.

„Wenn es ein Ring oder Diamant ist, stecke ich ihn mir in die Hose oder schlucke ihn runter. Mein eigenes Ding kann ich hier nicht drehen, bin zu unerfahren und zu furchtsam. Ich werde mich an die Fersen des Alten heften, das erscheint mir das einzig Vernünftige.“ Seine Gedanken wurden jäh unterbrochen.

Verdammt, was war das?

Ein heftiger Schmerz durchfuhr seinen Arm und als er herabblickte, da sah er eine riesige Ratte, die sich an ihm festgebissen hatte. Verzweifelt versuchte er das Tier abzuschütteln, das ihm einen ordentlichen Biß in den Unterarm zugefügt hatte und ihn jetzt nicht mehr freiwillig losließ. Verzweifelt schüttelte er den Arm und

schrie aus Leibeskräften. Das Schreien ging bald in ein hemmungsloses Schluchzen über, dann wurde sein Arm gepackt und es floss Blut.

Sigi war vorneweg gegangen und hatte nicht gleich reagiert als der Junge anfang zu schreien. Als er näher kam sah er das riesige Tier, das sich immer tiefer festbiß, je mehr Pit versuchte es mit wilden Bewegungen abzuschütteln. Schnell rannte er zu Pit und versetzte dem Nagetier einen kräftigen Schlag, worauf diese von dem Jungen abließ und so schnell verschwand, daß Pit und Sigi nicht einmal sahen, wohin sie lief. Pit war völlig bedient und dem Zusammenbruch nahe.

Den Beutezug hatte er sich anders vorgestellt. Bomben, Mörser und blutrünstige Ratten waren in seiner Planung nicht vorgesehen und das machte ihn fertig. „Du mußt aufpassen, Junge! Hier wimmelt es vor diesen Viechern. Wahrscheinlich bist du drauf getreten, du Tollpatsch. Umsonst greifen die einen nicht an!“

Er zog ihn in einen Hauseingang und verband ihn notdürftig, dann gingen sie weiter.

Natürlich war die Stadt nach dem Weggang der Menschen keineswegs verlassen: Wilde Katzen und Hunde sowie Heerscharen von Ratten hatten ihren Platz eingenommen. Sie bewohnten die verstaubten Wohnungen, schliefen auf den muffigen Sofas und in den nicht gemachten Betten, fluteten die Straßen und verschonten sogar Krankenhäuser und Kirchen nicht. Erbarmungslos und unaufhaltsam bahnten sie sich ihren Weg und nahmen auf nichts und niemanden Rücksicht.

Zu diesem Zeitpunkt war Pit mehr ein jämmerliches Kind als der erfolgreiche, gewitzte Dieb, der er gerne sein wollte. Er fühlte sich erschöpft und sein Arm schmerzte. Ein Arzt mußte her, soviel war ihm klar. Der Verband, den Sigi ihm angelegt hatte, würde eine Weile halten. Später mußte die Wunde allerdings auf jeden Fall genäht und desinfiziert werden. Das Mistvieh hatte ihm die Haut bis auf den Knochen abgenagt und er konnte von Glück sagen, daß keine Arterie verletzt war und sich der Blutverlust in Grenzen hielt.

Schlimmer als der körperliche Schmerz war aber das geistige Befinden. Pit wollte nichts lieber, als so schnell wie möglich wieder ins Boot zu steigen und zurückfahren, dorthin wo es ruhig und sicher war. Aber wo war das? Der Krieg hatte zwar den Fluß noch nicht überschritten, aber kleine Stoßtrupps, Patrouillen und skrupellose Gesetzlose machten die Gegend unsicher und raubten alles, was nicht niet und nagelfest war.

Es ist nirgendwo sicher, die Zeiten sind so. Furchtbare Zeiten sind es, in denen ein Menschenleben nichts mehr wert ist. Warum kann ich denn nicht einfach irgendwo in Frieden leben, am Rande eines schönen Städtchens in einem kleinen Häuschen im Grünen? Verzweifelt wie er war dachte er das erste Mal seit Monaten wieder zurück an seine Eltern, die ihm nie etwas ermöglicht hatten und für die er sich Zeit seines Lebens geschämt hatte. Komisch, in dieser Situation hätte er alles dafür gegeben, sie zu sehen und in ihre Arme zu sinken. Vor seinem inneren Auge sah er sich die alte, hölzerne Treppe des Elternhauses emporsteigen. Erschrocken schaute er auf die aus den Angeln gerissene Wohnungstür und rief nach seinen Eltern—vergeblich.

Damals hatte er sie lange gesucht, hatte sie zum ersten Mal in seinem Leben richtig vermißt. Als er die Situation erfaßt und die Sinnlosigkeit seiner Rufe und seines Suchens erkannt hatte, setzte er sich inmitten des zerstörten Wohnzimmers

auf den Fußboden und weinte. Dann war da die leise Stimme, die ihm zuflüsterte: „Verschwinde du Unglücklicher, verschwinde solange es noch möglich ist. Deine Eltern haben sie mitgenommen und die Wohnung gründlich durchsucht, auch nach dir haben sie gefragt. Also renne so schnell du kannst, verstecke dich!“

Er hatte nicht aufgeblickt um zu erfahren wer der Ratgeber war und ruhig zugehört. Dann rannte er. Er tat nichts weiter als um sein Leben zu laufen und tatsächlich entkam er den Patrouillen, die jede verdächtige Person anhielten und scharf kontrollierten. Als er endlich zur Ruhe kam und sich umschaute, befand er sich mitten im Wald. Dort hielt er sich einige Tage auf und lebte in dieser Zeit von Blättern, Beeren und toten Tieren. Er lebte, war vom Schicksal verschont worden und ein freier Mensch. Doch was war das für ein Leben hier im Wald mitten unter Käfern und sonstigem Tierzeugs.

Lange grübelte er nach wie er aus dieser Situation das Beste für sich machen könnte und beschloß, sein Überleben durch Stehlen zu gewährleisten. Anfangs hatte er ein schlechtes Gewissen dabei, aber seine Hemmungen wurden von Mal zu Mal weniger und bald machte es ihm sogar Spaß. Er war stolz auf sich wenn ein Diebstahl gelungen war, erkannte bald sein Talent und lebte auf diese Weise nicht schlecht. Da waren sie auf ihn aufmerksam geworden, hatten ihn bei sich aufgenommen.

„So einen wie dich brauchen wir, du hast uns gefehlt, Junge! Wir haben wieder einen Platz frei seit letzter Woche!“

Er war stolz auf sich, fühlte sich geehrt und hatte sich ihnen angeschlossen. Zuerst hatten sie ihn nur Botengänge machen und Schmiere stehen lassen, mittlerweile aber fühlte er sich integriert und war ein richtiges Mitglied der Bande. Nach außen hin war er gehorsam und untertänig, innerlich aber erwiderte er das ihm geschenkte Vertrauen nicht und verfolgte nur seine Interessen. Gold und Schmuck waren längst nicht mehr so wichtig wie zu Beginn. Mittlerweile standen Nahrungsmittel hoch im Kurs. Ein Laib Brot wurde mit Gold oder anderen Tauschgütern aufgewogen, für Geld konnte man schon lange nichts mehr kaufen.

Sigi hatte ihn gestützt und ihm gut zugeredet. Nach kurzer Zeit ging es ihm besser und sie machten Halt an einem verlassenen Schmuckladen. In der Schaufensterauslage sahen sie wertvolle Uhren, Ringe und Ketten, wie zu den besten Friedenszeiten. Sigi murmelte etwas, dann machte er sich an der Türe zu schaffen, die nach wenigen Sekunden aufsprang.

Sie standen im Verkaufsraum. Alles lag da wie auf dem Präsentierteller, nichts war weggeräumt oder versteckt worden. Pit dachte an die Furcht und den Schrecken, von denen die Inhaber des Geschäfts ergriffen gewesen sein mußten, als sie das Geschäft verließen. Dennoch hatte er kein Mitleid mit ihnen.

„Hier haben keine armen Knauser gewohnt und gewirtschaftet, denen ein paar gestohlene Uhren und Ringe wehtun.“, sagte er zu Sigi und dieser nickte und wies ihn dann mit einer ungeduldigen Geste an, den mitgebrachten Sack vollzupacken. Und dann bedienten sie sich. Es war wie Weihnachten und die Diebe stopften sich zwei Säcke voll, die sie dann im Hauseingang verstauten.

„Auf dem Rückweg werden wir sie mitnehmen, für unseren weiteren Beutezug können wir diesen Ballast nicht gebrauchen!“, sagte Sigi bestimmend. Pit nickte ihm zu und sie traten zufrieden wieder auf die Straße hinaus. Ein Lächeln umspielte die Lippen der Männer denn schon jetzt war das Unternehmen ein Erfolg

gewesen. Sie hatten reiche Beute gemacht und waren zufrieden. Sigi war so be rauscht von den Kostbarkeiten, daß er seine Wunde schon fast nicht mehr spürte. Er hatte wieder Blut geleckt und sogar einen besonders teuer erscheinenden Ring geschluckt, worüber er sich wie ein Kind freute.

Als sie der Straße weiter folgten, hörten sie plötzlich ein leises Geräusch, ein unheimliches Wimmern. Erst dachten sie es sei der Wind, als es aber lauter wurde, erkannten sie, daß die Laute menschlichen Ursprungs waren und folgten ihnen. Nach einer Weile kamen sie an ein kleines Häuschen, das ziemlich heruntergekommen aussah.

Die Fassade war schimmelig und hätte einen neuen Anstrich gut vertragen können und die hölzernen Fensterläden hingen schief herunter. Manche Fenster waren eingeschlagen worden oder fehlten ganz und auch das Dach war an einigen Stellen beschädigt.

„Von hier kommt es!“, flüsterte der Alte. Er bedeutete dem Jungen unten zu bleiben und zu warten. Neugierig und gespannt betrat er das Haus. Hier lauerte keine versteckte Gefahr, hier weinte und jammerte ein Mensch in höchster Verzweiflung. Sigi ging die Treppe herauf und trat in einen schäbigen Raum. Auf dem Boden lag eine alte, staubige Matratze, die das einzige Mobiliar des Zimmers darstellte und auf der er zwei kleine Jungen sitzen sah. Sie waren völlig verdreckt und spärlich bekleidet.

Trotz der Kälte hatten sie nichts weiter als eine dünne Decke, die sie sich teilten um sich wenigstens ein bißchen zu wärmen. Der ältere der beiden mußte etwa zehn Jahre alt sein, während der jüngere nach Sigis Schätzung etwa fünf bis sechs Jahre alt war. Die Kinder sahen ihn erschrocken an und brachten vor Angst kein Wort heraus, bis sie die Tränen des Alten sahen und wußten, dass er es gut mit ihnen meinte.

„Ich habe ihm gesagt, er soll still sein, wußte, daß es irgend jemand hören würde!“, sagte der ältere Junge, Sigi schüchtern anblickend. Der Alte erwiderte: „Habt keine Angst Kinder, ich helfe euch! Sei froh, daß er so laut geweint und gerufen hat. Es ist besser für euch, von mir gefunden zu werden als von jemand anderem.“

Er dachte dabei an Olaf und Peter und ihm schauerte. Er wußte, daß er die Kinder beschützen müsse, koste es was es wolle.

„Was ist denn hier los!“, kam von unten Pits Stimme. Er war ungeduldig und neugierig gewesen und Sigi gefolgt. Nun sah auch er die beiden Kleinen und sagte zum Alten: „Komm schon, wir gehen. Die sind zwar arm dran aber wir verschwenden nur unsere Zeit!“

„Wir werden sie mitnehmen!“, sagte Sigi knapp und Pit glaubte sich verhöhrt zu haben. Ärgerlich machte er dem Alten Vorwürfe und wollte ihn umstimmen, aber der Entschluß des Alten stand fest.

„Laß uns aufbrechen, wir haben genug Beute gemacht und die Kinder werden uns nicht stören!“ Nach langem Murren und Zetern gab der Junge schließlich auf und die kleine Gruppe trottete wieder in Richtung des Flusses. Die beiden dick eingepackten Kinder hatten anfangs schreckliche Angst, doch sie waren klug genug um zu wissen, daß es das Beste für sie war, die Stadt zu verlassen bevor die Armee kam. Artig trotteten sie neben dem Alten her bis der kleinere auf einmal hinfiel und weinend liegenblieb. Sigi nahm ihn hoch und betrachtete ihn, dann kramte er in seiner Tasche und gab ihm ein Stück Schokolade.

Auch dem älteren Bruder gab er ein Stückchen. Der bedankte sich artig und nahm es gerne.

„Völlig entkräftet ist der Bub. Na, dich werden wir schon wieder aufpäppeln.“ Auf diese Weise sprach er mit dem Jungen bis sie das sandige Flußufer erreicht hatten, auf dem das Boot lag. Pit war die ganze Zeit über still hinter Sigi und den Kindern hergetrottet. Die Mitnahme der Kinder erwies sich insofern als Vorteil, als der ältere schon einen Sack nehmen konnte. Da Sigi den Kleinen auf dem Arm hatte und Pit verletzt war hätten sie andernfalls den zweiten Sack zurücklassen müssen. Sigi blickte in die Richtung, in der vorher das andere Boot gelegen hatte. Es lag noch unberührt da; durch sein Fernglas erspähte der Alte mehrere große Säcke, die sich neben dem Boot angehäuft hatten. Von der Besatzung allerdings fehlte jede Spur. Er warf einen Blick auf seine Uhr: Halb vier. Etwa eine Stunde Vorsprung hatten sie um die Kinder hinüber zu bringen und zu retten, dann würden Olaf und Peter eintreffen.

Besorgt wandte er sich um und kümmerte sich um die Beladung des Bootes.

Die Kinder setzten sich gemeinsam auf die kleine Bank am Bug und Sigi gab ihnen eine alte Pferdedecke, in die sie sich verkrochen. Den Schmuck platzierten sie vor den Kindern auf dem Boden, allerdings streute der Alte Sand darunter. „Damit es nicht festfriert!“ sagte er augenzwinkernd zu Pit.

Als die Beladung abgeschlossen war ließen sie das Boot zu Wasser, sprangen auf und wenige Augenblicke später begannen sie sich mit langsamen aber kraftvollen Ruderschlägen vom Ufer zu entfernen. Sie waren etwa zweihundert Meter vom Ufer entfernt, da hörte Sigi am Strand Geräusche. Lautes Gepolter und raue Männerstimmen vermischten sich und füllten die Stille der Nacht mit Leben.

„Das sind Olaf und Peter. Sie werden bald hier sein. Wer weiß wie sie reagieren, wenn sie die Kleinen sehen.“ Pit sprach eine Sorge aus, die auch Sigi teilte. Wie würde Olaf entscheiden? Würde er ein Herz haben und zwei unnütze Esser durchfüttern oder sie einfach im Wald aussetzen? Würde er Peter damit beauftragen, sie umzulegen oder wäre er vielleicht so perfide sie für seine Zwecke gewinnbringend einzusetzen? Sigi fand, daß dies die schlechteste aller Möglichkeiten war und es lief ihm schon beim Gedanken daran ein eisiges Frösteln über den Rücken.

Er schaute auf die Kinder, die so unschuldig und vor Angst und Kälte zitternd im Boot saßen. Es liegt in meiner Hand, dachte er. Wer soll sie retten, wenn nicht wir beide. Ohne uns sind sie verloren. Laut sagte er daraufhin zu Pit: „Eins solltest du wissen: Ich war immer ein Verbrecher, ein gemeiner Dieb. Dennoch habe ich immer versucht meinen Beruf nach moralischen Prinzipien und mit der Achtung vor dem Menschen auszuüben. Es ist eine Sache einen reichen Bankier zu berauben oder einen verlassenen Schmuckladen zu plündern. Eine andere ist es arme Leute zu bestehlen, Unschuldige umzubringen oder kleine Kinder ihrem Schicksal preiszugeben. Und manchmal gibt einem das Schicksal einen Auftrag mit auf den Weg, von dem man nicht weiß warum man ihn ausführen soll. Es gibt keinen rationalen Grund dafür und doch sagt einem irgend etwas, nenne es eine innere Stimme, dass man es tun soll. Das aber sind alles Dinge, die du zu diesem Zeitpunkt nicht verstehst, gar nicht verstehen kannst. Eines Tages aber wirst auch du es wissen.“

Pit blickte betreten zu Boden. Auch wenn es ihm widerstrebte, so verstand er den Alten und gab ihm sogar Recht. Erst hatte es ihn geärgert, daß sie die Kinder

mitgenommen hatten, jetzt aber machte es ihm nichts mehr aus auch wenn er das dem Alten gegenüber nie eingestehen würde. Er hatte seine Beute: Den verschluckten Ring und dazu einen Sack voller Kostbarkeiten. Er erhob den Blick und sah kurz zu Sigi hinüber, dessen Gesicht noch zerfurchter als sonst war. Dann schaute er zu den beiden Jungen, die friedlich schlummerten und eine seltsame innere Wärme durchströmte ihn. Eine heiße Glut war es, die er nie zuvor gefühlt hatte. Es war das Gefühl tiefer, vollkommener Befriedigung und er lehnte sich glücklich zurück und ruderte mit neuer Energie.

Seinen Arm spürte er kaum noch, dachte nicht mehr an sich, sondern nur noch an die Kinder.

Aus einer anderen Perspektive mußte die Bootsbesatzung ein komisches Bild abgeben: Da waren die dick eingehüllten Kinder, denen deren heißer Atem wie kleine Dampfwölkchen in die eisige Kälte der Nacht entwich. Dann waren da noch der ruhige, betreten wirkende Pit sowie der wie versteinert dasitzende alte Mann. Man hätte sie aus der Ferne für eine kleine Familie halten können, diesen vom Zufall bunt zusammengewürfelten Haufen. Bei näherer Betrachtung hätte man dann natürlich die Erregung der Erwachsenen und die Angst der Kinder bemerkt, die das schöne Bild zerstörten. Auch die friedvolle Ruhe war plötzlich dahin, als vom Strand her Schüsse zu hören waren, die über die Ebene hallten. Erschreckt fuhr der Alte auf und auch Pit spähte angestrengt in Richtung Strand um zu erkennen was geschehen war.

Sie hatten beide aufgehört zu rudern und lauschten auf jedes Geräusch. Sigi sah einige Zeit durch sein Fernglas, dann wandte er sich zu Pit um und sagte: „Es ist Peter, er ist tot. Olaf fährt allein das Boot, aber sieh doch selbst!“ Damit übergab er Pit das Glas und dieser konnte Olaf sehen, der alleine los gerudert war. Einige Meter hinter ihm sah er auf dem Strand ein lebloses Bündel liegen, das man für einen alten Sack oder angeschwemmten Müll halten konnte. Einzig die ausgebreiteten Arme und Beine zeigten an, daß hier ein Mensch lag. Der Teufel hatte also sein Leben ausgehaucht, dachte der Junge. Ohne eine Spur von Traurigkeit blickte er wieder auf das Boot und stutzte. Wer war der Mann neben Olaf? Pit sah genauer hin, sah eine lebensgroße Marienstatue in der Mitte aufragen. Überhaupt schien der Kahn schwer beladen zu sein und lag nur knapp über der Wasseroberfläche.

Er teilte seine Beobachtung Sigi mit worauf dieser nur knapp nickte und leise sagte: „Sie haben gesündigt, haben eine Kirche geplündert. Gott allein weiß warum er den armen Peter erschossen hat, aber er wird solche Sünden nicht ungestraft lassen!“

Der Alte hatte die Worte klar und laut gesprochen, doch es schien nicht seine Stimme gewesen zu sein, die da sprach. Vielleicht lag es an der Situation, in der sie steckten, an der dunklen Nacht oder der besonderen Atmosphäre, daß diese Worte dem Jungen und auch den beiden Kindern wie eine Prophezeiung, ein unheilvolles Menetekel erschienen.

Pit begann wieder zu zittern. Der Adrenalinschub war verflogen und die Schmerzen im Arm machten sich bemerkbar. Zudem war die Wunde durch die angestrengten Bewegungen wieder aufgebrochen und auch dem Verband zeichnete sich ein immer größer werdender Blutfleck ab. Ein Arzt mußte her, koste es was

es wolle, dachte er und dann mußte er daran denken, daß er möglicherweise gar keine Zeit mehr haben würde, einen Arzt aufzusuchen.

Wenn der Boss Peter erschossen hatte, dann würde er bei ihnen auch nicht lange zögern. Wenn er erfahren würde, daß sie Kinder bei sich hatten und für deren Rettung den Raubzug abgebrochen hatten, dann würde er sie hart für ihren Ungehorsam bestrafen.

Sie waren in der Mitte des Flusses angelangt und fuhren gerade zum zweiten Mal in jener Nacht an der kleinen Insel vorbei, als der Alte das Boot nach links steuerte und auf eine kleine Öffnung im Schilf zuhielt.

„Wir wollen hier vorerst unterziehen und abwarten was passiert,“ sagte er und Pit konnte ihm nur beipflichten. Sie erreichten einen versteckten Anlegeplatz und Sigi band das Boot an, darauf bedeutete er Pit und den Kindern es zu verlassen und mit ihm zu kommen. Über einen kleinen, ausgetretenen Weg erreichten sie einen in die Erde gegrabenen, mit Moos bewachsenen Unterstand, der vor langer Zeit angelegt worden sein mußte. Aus einer Truhe holte Sigi einige Kleidungsstücke hervor und reichte sie den Jungen, danach holte er einige Konservendosen hervor und erklärte Pit, er solle hierbleiben und auf die Jungen aufpassen. Dann ging er selbst durch den schmalen Einlaß hinaus und folgte einem schmalen, verwachsenen Weg. Vorher hatte er sich eine Zigarette gedreht und auch Pit eine angeboten. Der hatte sie gerne genommen und begierig in wenigen Zügen aufgeraucht. Er war völlig erschöpft, dennoch konnte er nicht schlafen, saß nachdenklich an die Wand gelehnt da und überlegte. Es ging ihm hundeehend und er begann leise, unmerklich zu weinen. Viele Fragen schwirrten ihm durch den Kopf:

Woher wußte Sigi von dem Versteck und wer hatte sich die Mühe gemacht diesen Unterstand anzulegen? Er würde später fragen. Jetzt war weder die Zeit noch der Ort um die Situation zu klären. Eines aber leuchtete ihm ein: Die Bande war zerbrochen, sie hatten sich mit ihrer Beute aus dem Staub gemacht. Olaf würde sie beide für das Scheitern der Operation und ihren Verrat nicht ungestraft lassen, wenn er sie fand.

Unruhig trat er hinaus und spürte sogleich den eiskalten Wind, der ihm fast den Atem nahm. Er nahm denselben Weg wie zuvor Sigi und fand den Alten in einer Art Stellung liegen und den Fluß beobachten. Mitleidig schaute dieser den elend aussehenden Jungen an, sagte aber kein Wort.

„Wir sind nur zu zweit und er wird auch uns töten!“, platzte es aus Pit heraus.

„Du irrst dich. Wir sind zu viert und er alleine. Er kann aber zu gegebener Zeit wieder einige Halunken anheuern und wenn sie uns finden, dann wird es eng. Vorerst aber sind wir sicher. Geh jetzt wieder in die Höhle und passe auf die Kinder auf! Ich werde weiter Stellung beziehen und abwarten was passiert.“

Mit diesen Worten wendete er sich ab und legte sich wieder auf den Boden, zückte sein Fernglas und spähte in die Richtung, in der sich Olaf befand. Die Nacht wurde langsam verdrängt von den ersten zarten Lichtstrahlen der aufgehenden Morgensonne. Wie ein riesiger roter Ball schob sie sich langsam hinter den Bergen in die Höhe empor und begann langsam mit ihrem Tagesdienst.

Sigi sah Olaf, der schon auf etwa dreihundert Meter herangekommen war. Er war schon so nahe, daß der Alte durchs Fernglas sein vor Anstrengung und Wut verzerrtes, dunkelrotes Gesicht sehen konnte und auch die krampfhaft Anstrengung mit der er das vollbeladene Boot voran bringen wollte. Er hatte sich einen

schlechten Beifahrer ausgesucht, dachte Sigi als er die Maria anschaute, die durch ihr Gewicht das Boot tief ins Wasser drückte.

Durch die Überladung hatte es Schlagseite bekommen und Sigi war erstaunt wie der Boss es überhaupt alleine manövrieren konnte. Mit einem Mal schien er aber ein Problem zu haben. Sigi vermutete, daß das Boot leckte oder das über die Bordwand Wasser hineingeströmt war. Auf jeden Fall schöpfte Olaf mit einem goldenen Meßbecher verzweifelt das kühle Naß aus dem Innenraum, gab die Bemühungen aber nach kurzer Zeit auf und versuchte mit letzter Kraft die Insel zu erreichen. Nach einigen Minuten war das Boot allerdings so mit Wasser vollgelaufen, daß es zum Sinken verdammt war. Schreckensbleich saß Olaf da, seinen baldigen Tod erwartend.

Sigi sah außer ihm nur die Maria und aus dem Wasser ragen und dann war auf einmal alles fort. Erst kündeten noch kleine Wellen und ein Strudel vom Untergang des Bootes, schon nach wenigen Sekunden aber glitzerte die stille Oberfläche des Flusses wieder im Schein des Morgenlichts als ob nichts geschehen sei. Der mächtige Strom hatte alles geschluckt auf alle Ewigkeit, Amen.

Sigi wandte sich ab und lief schnell zum Unterstand zurück. Wie groß war die Freude der Kinder, wie groß die Erleichterung von Pit, daß die Gefahr vorüber war. Dann bot Sigi Pit an, mit ihm herauszugehen.

Was er mit ihm zu besprechen hatte, war nur für vier Augen gedacht. Er sagte dem Jungen, er könne die ganze Beute für sich behalten, im Gegenzug aber solle er ihm auch einen Gefallen tun. Als Pit dies versprach, forderte Sigi von ihm, für die Jungen zu sorgen und sie nach Möglichkeit ihren Eltern zurückzubringen.

„Du mußt es schwören!“, sagte er und Pit schwor.

„Du bist ein guter Mensch, Pit! Denke immer an mich und mein verkorkstes Leben. Mache du es besser und tue Gutes,“ beschwor er ihn.

„Aber woher weiß ich was ich tun soll, was gut ist?“ fragte der Junge völlig vor den Kopf gestoßen.

„Es ist nicht schwer. Du mußt nur lernen die Zeichen zu erkennen, die deinen Weg kreuzen!“ Darauf ließ ihn der Alte sprachlos stehen und ging in den Verbau. Er legte sich auf das Nachtlager, das ihm die Jungen bereitet hatten und schlief bald ein.

Pit stand noch lange da und überlegte. Was hatte er getan? Warum hatte er es dem Alten versprochen, es sogar geschworen?

Er rauchte noch eine Zigarette, dann ging auch er hinein. Die Kinder und der Alte schliefen bereits und auch Pit tat es ihnen gleich. Lange dauerte es, bis er müde wurde, dann umhüllten auch ihn die Nebel des Schlafs.

Die vier Schicksalsgenossen träumten einen gerechten, tiefen und langen Schlaf. Sie hörten nicht den Feuerüberfall der Armee an der Frontlinie, die den ganzen Himmel erhellte und auch nicht das Rattern der Panzer, die die ausgehungerten Verteidiger zu Klumpen schossen oder zerquetschten. Und auch mittags konnte sie weder der Einmarsch der Truppen in der Stadt noch das ununterbrochene Feuer der Artillerie stören.

Als Pit erwachte und auf seine Uhr schaute, da war es schon wieder fast Abend. Die Kinder waren draußen und schauten auf den Feuerschein, der die Stadt erhellte, versteckten sich, wenn ein Aufklärer über sie hinwegflog und zitterten wenn irgendwo im Umkreis ein Geschöß einschlug. Der Alte hingegen rührte sich nicht.

Friedlich lag er mit einem breiten Grinsen im Gesicht da, die Hände hatte er unter der Decke auf dem Bauch gefaltet.

„Sigi, Sigi, steh auf!“

Pit stupste ihn leicht an und wollte ihn wecken, aber er rührte sich nicht. Pit rüttelte ihn stärker, prüfte die Atmung des Alten, darauf den Puls.

Danach stand er schreckensbleich auf und starrte zur Decke. Sigi war tot. Der Tod hatte ihn in dieser Nacht geholt. „Was soll ich jetzt tun, verdammt?“

Pit weinte.

Das Tribunal der verirrtten Seelen

Olaf gab Peter einen Klaps auf die Schulter. „Jetzt geht’s los. Langsam wird es ernst, Peter!“ beschwor er ihn und Peter sah das breite, schiefe Grinsen des Anführers. Sigi und Pit hatten sie schon bald hinter sich gelassen und Peter sah, wie Olaf über den einfältigen Alten und den unerfahrenen Grünschnabel verächtlich lachte.

Auch Peter haßte Sigi aus tiefstem Herzen und lauerte auf jede Gelegenheit, ihn beim Boss schlecht darzustellen zu lassen. Laut sagte er: „Der alte Schwächling und der Trottel, das kann ja was werden—ein tolles Team!“

Olaf wies ihn scharf zurecht, dann setzte er sich wieder vorne ins Boot und spähte in die Dunkelheit. Früher, dachte er, waren er und Sigi gute Freunde gewesen und hatten so manches Ding zusammen gedreht, dabei jetzt hatten sich die Zeiten geändert. Er drehte sich um und sah Peter, der seinen ganzen Haß und den aufgestauten Zorn in jeden einzelnen Ruderschlag legte. Selbstgefällig streichelte er sich den Schnurbart und blickte zufrieden in die tiefe Dunkelheit, die vor ihm lag.

„Läuft doch alles wie geschmiert,“ murmelte er und lachte in sich hinein. „Was für eine grandiose Chance, welche ausgezeichnete Gelegenheit, die sich uns heute bietet. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, so ist es eben im Leben!“

Olaf hingegen war mehr aufgeregt und nervös, aber er war gut vorbereitet und das beruhigte ihn. „Wenn nur bei Sigi alles klappt, wenn bloß der Junge die Nerven behält!“ dachte er immer wieder und kratzte sich auffällig oft hinter dem linken Ohr, was er oft tat, wenn er Angst verspürte.

„Den größten Dummkopf habe ich ja selbst an Bord. Nun ja, bei mir ist er gut aufgehoben,“ dachte er und warf einen Blick auf Peter, der immer noch ruderte, als sei der Teufel hinter ihnen her. „Alles klar, Peter?“ fragte er ihn und der Angesprochene nickte stumm. Da er mit dem Rücken zu Olaf saß, konnte dieser sein Gesicht nicht erkennen und auch kaum etwas von dem verstehen, das der große, bullige Mann von sich gab.

„Er hat Angst vor mir, er fürchtet mich und das ist auch gut so.“ Olaf lächelte wiederum hielt Ausschau. Dann fuhren sie an der Insel vorbei. Es war jene Insel, die bei Olaf unschöne Erinnerungen hervorrief an eine dumme Sache, die dort vor vielen Jahren geschehen war. „Schneller!“ drängte er Peter, obwohl diesem bereits die Schweißperlen im Gesicht stehen mußten. „Du sollst schneller rudern, du Schwächling!“

Beruhigt spürte er den Ruck, der durch das Boot ging und nickte zufrieden. Den Rest der Fahrt verbrachten die Männer schweigend. Olaf beschäftigte sich damit, seine Ausrüstung zu überprüfen. „Alles da, alles ok. Ich muß mich beruhigen,“ beschwor er sich, obwohl er fühlte, daß etwas nicht stimmte. Er wurde nachdenklich. „Peter, alles in Ordnung bei dir?“ fragte er den Ruderer, der eben an den ersten großen Ufersteinen vorbeischrämte.

Peter antwortete nicht, holte stattdessen die Ruder ein und bereitete sich auf die Landung vor. Es dauerte in der Tat nicht mehr lange, bis das Boot am Ufer strandete und die beiden Männer heraussprangen und es an Land zogen. Mit seiner kleinen Taschenlampe leuchtete Olaf den Strand ab, denn nickte er kurz und sagte zu Peter: „Wir sind die Ersten, die Luft ist rein. Los geht’s!“

So schnell sie konnten, liefen Olaf und Peter den Strand entlang in Richtung Stadt und es dauerte keine zwei Minuten, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. Als Olaf in einem Hauseingang kurz verschnaufte, sah er, wie Peter nach einer riesigen Ratte trat, die zuckend, ansonsten aber regungslos am Boden liegenblieb. „Was hier alles unterwegs ist, verdammtes Tierzeugs!“ fluchte Peter, worauf Olaf ihn hastig am Ärmel zerrte und flüsterte: „Halts Maul, du Idiot. Wir müssen uns beeilen und haben keine Zeit zu verlieren!“

„Okay Boss!“ Peter nickte untertänig und folgte Olaf, der mit schnellen Schritten vorneweg lief.

An dieser Stelle möchte ich es nicht versäumen, die etwas ungenaue Beschreibung der beiden Hauptpersonen zu erweitern. Peter war in der Tat sehr furchteinflößend. Mit seinen Muskeln und den sehnigen Armen, den riesigen Händen und dem vernarbten, häßlichen Gesicht sah er aus wie ein Schwerverbrecher und hatte—auch aus diesem Grund—in seinem Leben noch nie einen Freund gehabt. Aufgewachsen war er in einem Waisenhaus und dort der Gnade—meistens jedoch der Ungnade seiner Betreuer ausgeliefert gewesen. Von dieser Zeit besaß er auch die Narben, die ihm ein ständiges Andenken an die schwärzeste Zeit in seinem Leben waren.

Mit sechzehn Jahren war er abgehauen und bald darauf hatte er seinen ersten Mord begangen. Das Opfer war ein Ladenbesitzer, Peters Beute ein paar Groschen und ein Rucksack voller Lebensmittel. Seit dieser Tat führte er ein Leben auf der Flucht vor dem Gesetz, hielt sich mit kleinen Räubereien über Wasser und lernte schließlich vor zwei Jahren Olaf kennen, der ihn bereitwillig in seine Bande aufnahm. Auch dort machte er sich schnell einen Namen, vor allem als skrupelloser, brutaler Gewaltmensch.

Die Anweisungen des Chefs befolgte er bedingungslos und ohne zu fragen und obwohl er einen Menschen töten konnte, ohne mit der Wimper zu zucken und niemals Gewissensbisse zu haben schien, war er nicht so dumm und einfältig, wie viele glaubten. Tatsächlich war er belesen und verstand einiges von Geschichte und Politik. Eines Tages mußte Olaf lachen, weil Peter ein Buch las—einen Liebesroman. Dies sollte die einzige Gelegenheit bleiben, in der Peter seine verletzliche, schwache Seite offenbahrte. Es war ihm peinlich, von seinem Chef auf frischer Tat ertappt zu werden, das Buch steckte er schnell weg und niemand sah ihn jemals wieder darin lesen. Nun aber soll die Beschreibung der anderen Hauptfigur dieses Kapitels folgen. Olaf war, wie schon erwähnt, der Anführer der Bande und eine

sehr bemerkenswerte Persönlichkeit. Er hatte eine große Schwäche für die Armen und haßte besonders Angehörige der reichen Oberschicht, zu denen seiner Ansicht nach Staatsbeamte, Kaufleute und Kirchenmänner gehörten. Nach seinem Selbstverständnis war er weniger ein Dieb, als vielmehr ein verwegener Idealist. Armen Bettlern oder hungernden Passanten steckte er zuweilen eine Münze oder einen Laib Brot zu, bei seinen Bandenmitgliedern kannte er dagegen kein Pardon und führte ein strenges Regiment. Sein Aussehen war gewöhnlich, aber gepflegt, fast schon vornehm zu nennen und sein Verhalten konnte er je nach Situation, beliebig verändern. So redete er beispielsweise mit seinen Männern in der schäbigsten Gossensprache, während er sich mit Geschäftsleuten auf eine solch gelehrte, beinahe hochtrabende Art unterhalten konnte, daß ihn keiner seiner Männer mehr verstand. Eine Sache an Olaf war unstrittig: Er war einer der gewinnorientiertesten Menschen seiner Zeit und ging für das Erreichen seiner Ziele über Leichen—und er hatte viele Ziele.

Bei ihrem Streifzug durch die Stadt blieben die Männer an einem Kaufmannsladen stehen. „Los, rein da!“, flüsterte Olaf, worauf Peter zur Türe stürzte. „Abgeschlossen, Mist,“ fluchte er und krümmte sich vor Schmerz, als Olaf ihm einen Schlag auf den Hinterkopf verpasste. „Sag bloß. Aufbrechen, du Idiot, oder soll ich alles alleine machen?“

Olafs Stimme klang frostig und er hatte sehr schlechte Laune, auch, als Peter endlich die Tür aufgebrochen hatte und sie im Inneren des Ladens standen, der einstmals ein Schmuckgeschäft gewesen sein mußte.

Akribisch durchsuchten sie die Räume, fanden jedoch nur wenige Wertgegenstände. „Die haben alles mitgenommen, die Schweine!“ fluchte Olaf und zeigte verächtlich auf eine silberne Kette. „Das ist alles, was ich gefunden habe!“

Peter dagegen starrte fasziniert auf einige Gemälde, die an der Wand hingen. Sie zeigten zum Teil große Landschaften, aber es waren auch einige Portraits darunter. „Die Bilder sind toll, bringen sicherlich gutes Geld,“ sagte er zu Olaf, der über so viel Unverständnis nur den Kopf schütteln konnte. „Und wie willst du die mitnehmen, du Josef? Verkaufen kannst du sie übrigens auch nur sehr schlecht, weil man sie gleich als Hehlerware erkennen würde. Schmuck kann man einschmelzen, Bilder dagegen nicht. Merk dir das!“

Peter nickte traurig. „Eines dieser Bilder hätte ich zu gerne mitgenommen. Sie sind wirklich sehr schön.“ Er wischte sich mit dem Handrücken über die Wange und schlich hinter Olaf her, der schon wieder vor dem Fenster stand und ihn zur Eile antrieb. Es stimmte nicht ganz, was der Chef gesagt hatte. Sie hatten einige Dinge mitgenommen, aber die Ausbeute war dennoch sehr enttäuschend. Nachdem sie den Laden verlassen hatten und sich auf der dunklen Straße weiter in die Stadt hineintasteten, blieb Olaf plötzlich stehen und fasste sich an den Kopf. „Mensch, das ist es! Da muß doch was zu holen sein,“ rief er zu Peter und zeigte auf eine große Kirche, die sich in etwa hundert Schritten Entfernung aus dem Dunkel erhob.

Peter bekam eine Gänsehaut beim Gedanken daran, eine Kirche auszurauben, aber dennoch trabte er Olaf hinterher und bald standen sie an einem großen, hölzernen Tor, das den Eingang des Gotteshauses bildete.

„Die Brüder haben genügend Reichtümer. Wird Zeit, daß wir sie ein bißchen erleichtern!“, lachte Olaf und schlug gegen das Tor. „Es geht nicht auf, abgeschlossen. Peter, komm her und hilf mir,“ befahl er, worauf Peter aus seinem Rucksack eine Art Werkzeugkoffer holte, dem er einige kleine Dinge entnahm, mit denen er das Schloß bearbeitete. Tatsächlich ging die Tür kurz danach mit einem leisen, bedrohlichen Knarren auf und gab den Blick frei auf dunkle Sitzreihen, Heiligenbilder und den zentralen, alles beherrschenden Altar.

„Schnell rein. Wir müssen alles mitnehmen, was wir kriegen können. Gold und Silber sind selbstverständlich am Besten, das können wir einschmelzen. Irgendwo müssen die Brüder doch die Wertgegenstände versteckt haben, Peter, und wir müssen sie nur noch finden.“

Peter betrat die Kirche mit einem flauen, ängstlichen Gefühl im Magen.

Niemals zuvor war er in einer Kirche gewesen, hatte aber immer einen großen Respekt vor dieser Organisation und vor allem vor Gott gehabt. „Bist du wirklich sicher, Olaf? Könnte es sich nicht vielleicht negativ für uns auswirken, Gott zu bestehlen?“ fragte er ängstlich. Olaf blieb kurz stehen und dachte nach, dann antwortete er: „Wenn du es so siehst, mein lieber Peter, dann darfst du niemanden bestehlen, weil wir alle Gottes Geschöpfe sind. Folglich bestiehst du auch jedes Mal Gott, wenn du einen x-beliebigen Menschen seiner Habseligkeiten beraubst. Und außerdem; seit wann hast du denn moralische Bedenken? Das ist ja was ganz Neues.“

Peter wurde verlegen und schüchtern wie ein Kind und gab seinem Chef widerwillig recht. Sie gingen zum Altar und betraten einen kleinen Raum, der in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Das einzige, was sie erkennen konnten, waren große, dunkle Schränke. „Was macht ihr da, ihr Halunken?“ wurden sie von einer herrischen Stimme erschreckt und kurz darauf erblickten sie einen älteren Herrn im Nachthemd. Seine kurz geschorenen, grauen Haare hoben sich etwas von der Dunkelheit ab und in seiner rechten Hand hielt er einen dicken Knüppel.

„Wer bis du und woher nimmst du das Recht, so mit mir zu sprechen?“ fuhr Olaf den Alten an und machte einen Schritt in dessen Richtung. „Ich bin der Priester hier. Im Gegensatz zu den anderen bin ich nicht geflohen, weil ich meine Kirche verteidigen wollte gegen Gesetzlose wie euch zwei.“

„Dein Pech, du Trottel. Es wäre besser gewesen, du wärest geflohen!“ lachte Olaf und zückte seine Pistole. Er drückte zweimal ab und der Schall der Schüsse erfüllte die Kirche. Der Priester sank leblos nieder und um seinen Rumpf bildete sich eine große Blutlache. „Was hast du getan?“ kreischte Peter. „Du hast einen Priester auf dem Gewissen, dafür werden wir uns beide verantworten müssen!“

Olaf schlug ihm mit voller Wucht in die Magengrube, dann lächelte er schief. „Verdammtes Arschloch, halt endlich dein Maul! Ich bin hier der Chef, verstanden? Du bist nicht hier, um Fragen zu stellen, sondern um meine Befehle auszuführen, ist das klar?“

Peter, der sich immer noch vor Schmerzen krümmte, nickte. „Alles klar, sonnenklar,“ keuchte er, dann erbrach er sich und begann zu weinen. Wenig später traten Olaf und Peter aus der Kirche hinaus und schleppten einige Säcke mit Kostbarkeiten in Richtung des Bootes. Peter war merklich still geworden und es schien, er sei mit seinen Gedanken weit fort, an einem fremden Ort.

Olaf dagegen war von den Kirchenschätzen fasziniert. „Du, die Maria, die muß ich haben!“, rief er auf einmal und packte Peter am Arm, der ängstlich zusammenzuckte. Er wagte es nicht, zu protestieren und so gingen sie zurück zur Kirche und schleppten eine mannshohe Marienstatue in Richtung des Bootes. Sie war in der Tat schön, sehr schön sogar, sie war bezaubernd. Andererseits war sie auch unhandlich und sehr schwer. Vor allem diese Tatsache machte den beiden Männern zu schaffen und als sie endlich am Strand angelangten, schwitzten sie und alle Knochen taten ihnen weh.

„Komm schon,“ keuchte Olaf. „Laß uns noch zwei Säcke holen und dann fahren wir zurück.“

Er bemühte sich mittlerweile, so ruhig und sanft wie möglich mit Peter zu sprechen, da er wußte, daß dieser aufgrund der Ereignisse des Abends geknickt war. Zwar befolgte er alle Anweisungen und war so stark und belastbar wie immer, dennoch war etwas tief in seinem Inneren gestorben, was ihn mehr zu einem Zombie, denn zu einem Menschen machte. Was die Männer in der Kirche getan hatten, war nicht richtig; es war eine Sünde. Die Sachen Gottes zu stehlen war das eine, das Töten des Priesters eine ganz andere. Der Zorn Gottes würde sie treffen, davon war Peter fest überzeugt.

Als sie endlich die letzten beiden Säcke zum Boot geschleppt hatten, begannen sie damit, das Boot ins Wasser zu hieven und zu beladen. Als erstes hievten sie die schwere Statue hinein, dann luden sie die Säcke auf und schließlich stieg Olaf selbst ein. Erstaunt bemerkte er, daß Peter sich weigerte, zu ihm ins Boot zu kommen. „Ich werde dich hier und jetzt verlassen, Olaf. Viele schlechte Dinge habe ich schon getan, aber niemals einen solchen Frevel wie du heute Nacht begangen. Diese Dinge kann ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren und verlasse dich. Leb wohl!“

Olaf schüttelte erst den Kopf, dann nickte er. „Kann sein, daß es so ist, wie du sagst. Ich habe mich versündigt und vielleicht bestraft mich Gott dafür. Leb wohl, Peter!“

Während des letzten Satzes zückte er abermals seine Pistole, richtete sie auf den verdutzten Peter und drückte ab. Wie ein Sack brach der riesige Mann zusammen und fiel vornüber ins Wasser. Er zuckte noch einige Male, dann bewegte sich nur noch seine Jacke, die mit den Wellen tanzte. Olaf stand noch lange auf dem Boot und blickte die Leiche an, dann steckte er die Pistole weg, zog sich Handschuhe an und setzte sich ans Ruder.

„Gut, daß er mir wenigstens noch beim Verladen geholfen hat,“ dachte er schmunzelnd, als er die Ruder in die Hand nahm. Den Weg hinüber, da war er sich sicher, würde er auch alleine schaffen. Das Rudern erwies sich jedoch als wesentlich anstrengender, als er zuvor gedacht hatte. Die Strömung war stark und bald drohte er, abzutreiben. Darüber hinaus schwappten immer wieder kleine Wellen ins Boot, die den Boden bald knöcheltief mit Wasser füllten. Er dachte daran, daß bei Peter alles so leicht ausgesehen hatte. „Vorhin war das Boot allerdings auch leer,“ murmelte er dann und seine Zuversicht stieg wieder. Als er etwa hundert Meter vom Ufer entfernt war, hörte er jedoch ein leises Flüstern, das ihm den Atem gefrieren ließ. „Sünder, Sünder!“ kam es von irgendwoher. Olaf drehte sich nach allen Seiten, um zu erfahren, woher die Stimme kam. Als er niemanden ent-

decken konnte, zückte er seine Pistole und schoß in die Luft. „Komm heraus, zeig dich, du Lump!“, brüllte er und drohte mit seiner linken Faust.

Auf einmal stutzte er. Es war ihm, als bewege die Maria ihre Lippen und er dachte schon, er habe sich getäuscht, als aus ihrer Nase Blut herausquoll. Es war zwar nur ein kleines Rinnsal, dennoch war es da und das erschreckte den Räuber so sehr, daß er aufsprang und einen Satz rückwärts machte.

Das Ende des Wahnsinns

5:30;

Der Morgen brach an, der helle Ball der aufgehenden Sonne erhob sich langsam am Horizont und es wurde zum Wecken gerufen. Das heißt, der Zugdienst ging mit einem Kochtopf umher, auf den er ununterbrochen mit einem Schöpflöffel einschlug. Die Männer stöhnten auf und reckten ihre steifen, durchgefrorenen Glieder.

Wir waren abgezehrt und trotz des Schlafs müde, die provisorischen Unterstände und unsere dünnen Schlafsäcke konnten uns nicht vor der bitteren Kälte schützen, die zu dieser Zeit herrschte. Was hätte ich damals alles gegeben für eine warme Mahlzeit und ein weiches Bett.

Und doch kämpften wir, weil wir wußten was uns blühte, wenn die Regierungstruppen den Krieg gewinnen sollten. Jenen verdammten Krieg, der sich nun schon fast drei Jahre hinzog und das ganze Land verwüstet hatte. Wir kämpften damals gegen das Regime, gegen Unterdrückung und Tyrannei, jedenfalls glaubte ich das damals. Heute frage ich mich, ob es darum wirklich ging oder besser gesagt: Worum es wirklich ging.

Wie viele Unschuldige hatten wir selbst im Verlauf der Kämpfe ausgeplündert und getötet? So mancher in unseren Reihen fragte sich, wofür er eigentlich noch kämpfte und wer eigentlich der Gute und wer der Schlechte war. Die meisten wollten einfach nur nach Hause zu ihren Familien und den Krieg vergessen, doch die riesige Maschinerie ließ sich nicht mehr aufhalten als sie einmal richtig in Gang gekommen war. Der Krieg fraß sich wie ein gefräßiger, alles verschlingender Bandwurm durchs Land, und wie ein solcher Parasit würde er erst verschwinden, wenn sein Wirt tot war oder er einen neuen gefunden hatte.

Dieser Bandwurm bestand wie in jedem Krieg aus den Politikern auf beiden Seiten und den Wirtschaftsindustriellen, die hinter ihnen die Fäden zogen. Danach kamen die Offiziere als Befehlsempfänger und schlußendlich einfache Soldaten wie ich als ausführendes Organ.

Hätte nur ein Glied den Dienst verweigert wäre die Maschinerie zum Stehen gekommen. Hätten sich die Politiker auf dem diplomatischen Weg geeinigt und Frieden geschlossen, hätten die Offiziere keine ihrer Befehle weitergegeben oder hätten wir diese nicht befolgt, hätte auch nur einer von uns sich gesträubt, hätte ich mich gesträubt, wäre der ganze Irrsinn wohl bald zu Ende gewesen oder hätte gar nicht erst angefangen.

Auch ich war damals ein Teil des Ganzen. Als einfacher Soldat war ich bei Kriegsbeginn den Aufständischen beigetreten und kämpfte nun schon seit drei

Jahren auf ihrer Seite. Wir waren eine Gebirgsjägereinheit und hatten zusammen mit Pionieren in den Bergen oberhalb der Stadt eine Stellung ausgebaut. Kampfstände waren ausgehoben worden, schwere Geschütze hatte man hinaufgeschleppt und auch die Unterkünfte errichtet. Strategisch wichtige Festung, hatte man uns erklärt und wir waren stolz auf die Aufgabe gewesen, die man uns zugeteilt hatte.

Seitdem warteten die 77 Mann Besatzung seit etwa einem Monat auf ihren Einsatz und kämpften vor Allem gegen die Langeweile. Dann war es losgegangen: In der Nacht zum Sonntag begann die Offensive der Roten. Tausende Geschütze feuerten ohne Unterlaß und danach sahen unsere im Schlaf überraschten Truppen Panzer auf sich zufahren. Wer die Situation auch nur halbwegs einschätzen konnte versuchte zu fliehen, die anderen wurden erschossen oder von den Panzern zermalmt.

Die Front wurde im Sturm genommen, danach war der Geschütz- und Gefechtslärm immer näher gekommen und schon am Dienstag sahen wir die Stadt zu unseren Füßen in Flammen aufgehen, sahen feindliche Panzer einfahren und hörten die feindlichen Flieger über uns hinweg donnern, die ihre todbringende Fracht auf unsere Lager und Städte im Hinterland abwarfen. Wir waren heiß gewesen, doch die Offiziere hatten das Feuer untersagt. „Unerkannt bleiben, erst feuern wenn es befohlen wird.“ Unsere Kampfstände waren gut getarnt und vom Tal wie auch aus der Luft fast nicht zu erkennen. Der Plan der übergeordneten Führung bestand darin die im Tal befindlichen feindlichen Truppen nach ihrem Abzug aus der Stadt überfallartig unter Beschuß zu nehmen. Vom Berg aus sollten wir unsere Bodentruppen unterstützen und den Feind ins Kreuzfeuer nehmen.

Die meisten Soldaten interessierten solche Pläne allerdings herzlich wenig, einzig die Aussicht auf einen raschen Sieg und damit das Ende des Krieges motivierte sie. Mit müden Augen beobachteten die Männer in den Kampfständen die Armee, die sich seit gestern in der Stadt breitgemacht hatte und nun eine Pause einlegte.

„Wenn die uns finden, dann schießen sie uns zu Brei!“ knurrte der alte Kerner. Er ähnelte mehr einem grobschlächtigen Bauern als einem Krieger und das kam nicht von ungefähr. Bevor ihn die Regierung von seinem Hof verdrängt hatte, bewirtschaftete er seinen eigenen Boden, züchtete Vieh und lebte nicht schlecht davon. Als er und seine Familie vertrieben wurden, schloß er sich gleichermaßen aus Haß und Verzweiflung den Aufständischen an. Es gab in dieser Zeit viele Männer seiner Sorte. Männer, die nicht mehr und nicht weniger zu verlieren hatten, als das eigene Leben. Es waren verwegene, rachsüchtige Vagabunden, die in den Bergen hausten und einen Guerillakrieg gegen das Regime führten. Und sie hatten schon manchen Erfolg gehabt.

Eine offene Feldschlacht hatte man, der eigenen militärischen Unterlegenheit bewußt, stets vermieden und sich auf kleinere Überfälle und Hinterhalte beschränkt. Mit der Unterstützung des Auslandes aber waren immer mehr Waffen und Fahrzeuge geliefert worden und mit jeder geglückten Operation wuchs die Zahl derer, die sich ihnen anschlossen. Die Aufständischen waren ein bunter Mix aller Bevölkerungsschichten. Sie bestanden aus jungen und alten Männern und Frauen und es waren alle Charaktere vertreten, die man sich vorstellen kann: Es gab sowohl die erfahrenen alten Krieger als auch die jungen unerfahrenen Grünschnäbel, da waren Hinterwäldler und Stadtmenschen, Gläubige, Nichtgläubige,

Lebemenschen und Familienväter. In ihren Reihen standen der Abiturient neben dem Zimmermann, in den Befehlsständen waren sowohl studierte Militärs wie auch Laien vertreten, die sich in der Kriegsführung bewährt hatten.

Alle dieser vielfältigen Gruppierungen zusammengenommen schufen eine Energie, beschworen eine solch mächtige Gewalt herauf, die sich kaum bremsen ließ. Das war der wesentliche Unterschied zwischen den regulären Truppen und den Rebellen: Erstere kämpften nur für das Geld, während wir für unsere Überzeugung, ums Überleben kämpften. Und seit den Tagen Alexanders des Großen weiß man, daß die Moral der Truppe Bewaffnung und Stärke des Gegners oftmals aufwiegen und somit auch schwach bewaffneten Einheiten den Sieg ermöglichen kann.

Wenn man allerdings in die verschlafenen Gesichter unserer Männer an diesem Morgen blickte, dann hatte man so seine Zweifel an unserer moralischen Überlegenheit. Außer den eingeteilten Wachposten saßen die meisten unlustig schweigend herum und hielten dampfende Tassen in ihren Händen, die mit etwas gefüllt waren das wohl Kaffee darstellen sollte. Einige sah ich ihren Zwieback essen, während andere rauchten. Manche erzählten wilde Geschichte und unterhielten die übrigen, andere saßen einfach nur da und taten nichts. Ich weiß noch wie mein Gruppenführer auf mich zukam. Er war ein kantiger Kerl von Anfang Dreißig und aus dem Holz geschnitzt aus dem echte Soldaten sind.

Groß, stämmig, mit hartem, sonnenverbranntem Gesicht strahlte er Selbstbewußtsein und Sicherheit aus und war bei den Männern beliebt. Vom Geist her war er eher beschränkt, erfüllte jedoch die ihm anvertrauten Aufgaben tadellos und zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Ich saß gerade auf meiner Pritsche und las in einer alten Zeitung, da sah ich ihn durch die dichten Reihen der Männer laufen und meinen Namen rufen.

„Mitkommen Becker!“ sagte er knapp als er bis zu meinem Bett vorgedrungen war. Er unterstrich seinen Befehl mit einer herrischen Geste und ich folgte ihm unlustig wobei ich von den übrigen Kameraden argwöhnisch beäugt wurde. Was ist mit Becker, was mag er wohl verbochen haben? Diese und ähnliche Sätze las ich ihnen von den Lippen ab, beachtete sie aber nicht weiter und bemühte mich mit den langen Schritten des Unteroffiziers mitzuhalten. Er machte es mir nicht leicht; erst als er den Eingang des Gefechtsstandes erreicht hatte, bremste er ab und bedeutete mir unmißverständlich einzutreten.

„Der Chef will dich sehen, Becker!“

„Ist gut.“

Ich möchte an dieser Stelle anmerken, daß ich Offiziere zwar stets respektiert, ihre Gegenwart aber nie geschätzt oder geliebt habe. So hatte ich auch an diesem Morgen ein mulmiges Gefühl, als ich mich durch die enge Türe des Erdbunkers quetschte, in dem unser Chef sein Büro eingerichtet hatte. Als ich eintrat und sich meine Augen an das dämmrige Licht gewöhnt hatten, sah ich hinten in einer Ecke des Raumes unseren Befehlshaber, Hauptmann Gerland, sitzen. Er ein kleiner, drahtiger Offizier der alten Schule. Man munkelte er sei vor einigen Jahren unehrenhaft aus dem Militärdienst entlassen worden und habe sich, sei es aus Langleweiligkeit oder aus Rache am System nun der Bewegung angeschlossen.

Er stellte eine etwas verbissen wirkende, grimmige Miene zur Schau und musterte mich eingehend, während er an seinem Kampfmesser herumspielte. Ich

wendete mich leicht ab und kniff die Augen zu, da er mich mit einem Mal mit seiner Taschenlampe anleuchtete. Als er mein Erschrecken bemerkt hatte, lachte er laut auf, knipste sie aus und winkte mich heran. Ich konnte nicht umhin, seine auf Hochglanz polierte Glatze zu mustern.

Einige Dinge haben mich bei Offizieren immer stark beeindruckt. Akkurates, blitz-saubereres Auftreten. Dazu gehörten penibel gescheitelte Haare, ein ausrasierter Nacken oder eben eine sauber polierte Glatze. Des weiteren werde ich nie verstehen wie diese Spezies ihre Stiefel so zum Glänzen brachte, daß unsereins sich darin zu spiegeln vermochte.

Ich habe es oft versucht doch nicht annähernd so gut hinbekommen wie unsere Offiziere. War ich einmal halbwegs zufrieden, dauerte es nicht lange und ein unachtsamer Tritt in eine Pfütze oder der Staub führten meine Arbeit ad absurdum. Mit der Zeit wurde es mir dann zu bunt und ich ließ es ganz sein. Der Hauptmann aber war ein Meister in beidem. Stets sah er aus wie aus dem Ei gepellt, der Anzug saß wie angegossen, selbst seine Mimik schien er sorgfältig trainiert zu haben.

Er war klein und drahtig und hatte einen stechenden, durchdringenden Blick, wenn er wollte. Ich hatte immer ein wenig Angst vor ihm, wußte nie wie ich ihn einschätzen sollte und wie er die Dinge meinte, die er sagte.

„Kommen Sie nur ran Büchsner, keine Angst!“ sagte er väterlich während er dabei mit der linken, knochigen Hand auf den Tisch trommelte.

„Becker!“ sagte ich.

„Was?“

„Becker heiße ich!“

„Na gut, dann eben Becker. Ist schon gut, da können Sie ja nichts dafür!“

Er schien ein wenig zu schmunzeln und sah mich weiterhin eindringlich an, während ich mich auf dem mir zugewiesenen Platz hinsetzte. Er schaute mich neugierig an, dann fragte er: „Sie sind also der Freund vom Elster?“

„Freunde hab ich hier keine. Wenn Sie mich fragen, ob ich ihn kenne, ob ich sein Kamerad bin, dann ja.“

„Ja, ja. Ist schon gut. Wann haben Sie denn den Kamerad Elster zuletzt gesehen?“

Ich überlegte kurz und versuchte den Sinn hinter der Frage des Hauptmanns zu ergründen. Dann dachte ich an Toni und mir fiel auf, daß ich ihn heute morgen noch gar nicht gesehen hatte. Das war nichts Ungewöhnliches. Toni war ein Einzelgänger, er zog sich oft in irgendwelche Nischen zurück, um zu lesen. Manchmal zeichnete er auch oder dachte einfach nur nach. Er war nicht gern unter Menschen und nutzte jede Möglichkeit um sich abzukapseln. Einmal sagte er mir sogar, er hasse Menschen. Ich glaube nicht, daß er sie wirklich haßte, es schien vielmehr so zu sein, daß er nur eine bestimmte Dosis ertragen konnte und dann die Einsamkeit benötigte um seine Eindrücke zu verarbeiten. Toni und ich lernten uns vor drei Jahren kennen.

Wir kamen beide zeitgleich zur Truppe und obwohl wir so verschieden waren, wurden wir bald in der Tat Freunde. Dem Hauptmann hätte ich das aber niemals eingestanden, da es beim Militär meistens besser ist sich ein wenig unwissender und dümmer zu geben als man in Wirklichkeit ist.

„Gestern Abend zum Wachwechsel, Herr Hauptmann. Er hatte sich fertiggemacht für den Alarmposten und ist hinausgegangen!“

„Hat er nichts gesagt?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Ich werde Ihnen jetzt mal etwas erzählen unter dem Mantel der Verschwiegenheit, Becker! Der Elster hat mächtige Verwandte bei der Armeeführung. Der General hat mir persönlich die Verantwortung für das Wohlergehen des Jungen gegeben und nun ist er weg, da können Sie sich vorstellen, daß mir etwas unwohl ist. Elster hat die Wache angetreten, war aber bei der Ablösung nicht mehr dort. Man befragte die Mannschaften, man suchte den Hang ab, nichts. Meiner Meinung nach ist er getürmt, aber fragen Sie mich nicht wie.“

„Und was habe ich mit der ganzen Sache zu tun?“

„Ich beabsichtige einen kleinen Suchtrupp loszuschicken. Nichts Besonderes, es darf nicht auffallen. Sie haben ihn besser gekannt wie jeder andere hier, finden Sie ihn, bringen Sie ihn zurück, dann können Sie alles von mir verlangen. Ich gebe ihnen den Bertel mit, Abmarsch so schnell wie möglich! Verstanden?“

Ich nickte etwas unwillig und meldete mich ab. Bertel, der alte Griesgram, dachte ich. Dieser bucklige, borstige Bergbauer, den keiner so recht versteht. Ich dachte ich an Toni.

In diesen letzten wenigen Minuten war eine Welt zusammengebrochen. Ich hatte es mir nicht anmerken lassen aber ich war geschockt. Mein Freund Toni! Der ruhige, besonnene, künstlerisch begabte Toni war fort.

Wo war er hin, war er geflohen oder tot? Daß er tot war glaubte ich nicht, denn man stirbt nicht unerkannt. Die Wachen hätten einen Schuß mitbekommen oder einen Einschlag gehört. Selbstmord kam in Frage, doch der Chef hatte ja gesagt man habe den Hang abgesucht und nichts gefunden. Blieb nur noch eine Möglichkeit: Flucht!

Ich war so schockiert über diese Möglichkeit, daß ich zitterte. Wir hatten uns beide aus Überzeugung gemeldet und einige Kämpfe durchgestanden, wir hatten beide den Glauben an die gute Sache und den Sieg der Revolution verinnerlicht und nun sollte er sich so kurz vor unserem Sieg aus dem Staub gemacht haben? Was war geschehen, was hatte meinen Mitstreiter, meinen besten Freund dazu bewogen seine Kameraden zu verlassen?

Nachdenklich schlurfte ich zur Unterkunft zurück und setzte mich auf das enge Feldbett. Ich fing an meinen Rucksack zu packen. Warme Kleidung, Trinken, Zwieback, Zelt, Schlafsack, alles packte ich ein, dann packte ich den Rucksack auf den Rücken und schnallte mir die Pistole um. Ich zählte die Munition und steckte noch zwei Magazine ein. Bertel saß im Hof auf einer Bank und stopfte gerade seine Pfeife. Sein Rucksack stand prall gefüllt neben ihm und er schien schon abmarschbereit zu sein. Er lächelte mir zu und winkte mich zu sich heran. Unwillig näherte ich mich ihm und begrüßte ihn knapp.

„Du hast schon gepackt?“

„Ja.“

„Ich brauche noch eine halbe Stunde, komme dann raus!“

„Ok.“

Damit war das Gespräch für mich beendet und ich ging zur Unterkunft, legte mich hin und dachte nach. Ich war wie im Rausch, dachte an so vieles das mir schwindelte. Ich fühlte wie etwas in mir zerbrach, etwas war aus den Fugen gera-

ten und tanzte herum, verwirrte meine Sinne und machte mich benommen. Ich war wie betrunken und zu keinem klaren Gedanken mehr fähig.

„Aufstehen Becker, Abmarsch, jetzt!“

Die Stimme von Unteroffizier Müller schreckte mich auf und brachte mich langsam wieder in die Realität zurück. Ich murmelte etwas Unverständliches, dann erhob ich mich und schnallte meinen Rucksack um und trat hinaus wo mich das grelle Sonnenlicht blendete. Ich schlug die Hand vor Augen und zog mir die Mütze tiefer ins Gesicht, dann trat ich an Bertel heran und klopfte ihm auf den Rücken. „Geht's los, ja?“, fragte er mich mit einem dümmlichen Grinsen, das sein Gesicht noch häßlicher machte als es ohnehin schon war.

Ich nickte stumm, dann schritten wir unter den neugierigen Blicken der Wachen zum Tor hinaus und begaben uns auf den steilen, engen Pfad, der ins Tal führte. Dabei fiel mir erst auf, wie lange wir schon in diesem Lager kaserniert gewesen waren. Es mußte über drei Monate her sein, daß ich das Lager verlassen und mich unter normalen Menschen aufgehalten hatte. Ich hatte meine Familie besucht, Toni war auch dabei und wir erlebten damals unsere schönste Zeit. Es war im Spätsommer und ich erinnere mich heute noch an den Tag am Baggersee, das Begrüßungsfest und spüre auch bis heute noch den Klos im Hals beim Gedanken an die schweren Stunden des Abschiednehmens.

Schon damals hatte man gespürt, daß sich etwas zusammenbraute. Die Roten verhielten sich verdächtig ruhig und reagierten auch kaum auf unsere Provokationen. Unsere Aufklärung meldete damals fast täglich Truppenbewegungen auf der anderen Seite. Wie dumm war ich damals. Ich hätte es wissen müssen, die Zeichen waren eindeutig aber wir wollten sie nicht sehen, weil nicht sein konnte was nicht sein durfte.

Wir hätten sie mit Anschlägen und Überfällen auf ihre Nachschubwege schwächen können aber nichts geschah. Sie konnten ihre Offensive in Seelenruhe vorbereiten und wir schaufelten durch unsere Untätigkeit das eigene Grab.

Aber um auf meinen Fronturlaub zurückzukommen: In diesem Sommer wußte ich nicht wann und ob ich meine Lieben jemals wiedersehen würde und ich glaube es ging ihnen ebenso. Als ich von meinen Gedanken abgelenkt einige Schritte hinter dem alten Bertel herlief trat ich gegen einen großen, im Weg liegenden Stein. Ich stolperte, fing mich aber gleich wieder und fluchte lautstark, so daß Bertel sich bekreuzigte und mich zur Ruhe mahnte. Das kümmerte mich in diesem Moment allerdings herzlich wenig, denn mein Fuß schmerzte furchtbar und ich kniete mich ab und zog den Schuh aus.

Der große Zeh blutete, allerdings nicht stark und ich streifte den Socken wieder darüber und zog den Stiefel an. Ein denkbar schlechter Start für diese Unternehmung, dachte ich, dann humpelte ich los um nicht den Anschluß zum unbeirrt weiter wandernden Bertel zu verlieren. „Renn doch nicht so, du Bergziege!“ rief ich ihm zu worauf er sich umdrehte und mich verwundert anschaute.

„Wir müssen uns beeilen, der Nebel wird uns nicht mehr lange schützen.“

Ich schaute mich erstaunt um, denn ich hatte den Nebel bislang gar nicht bemerkt. Hatte mich nicht vorhin im Lager noch die Sonne geblendet?

Mir schien es so als sei der Nebel von Bertels Worten erst hervorgerufen worden und ich starrte meinen Kameraden wie einen Zauberer an. Niemals vorher hatte

ich mich mit diesem alten, etwas seltsamen, eigenbrötlerischen Menschen unterhalten und auch die anderen Soldaten mieden ihn soweit sie konnten.

Dabei konnte man nichts gegen seinen Mut und seine Tapferkeit sagen. Niemals hatte er einen Kameraden im Stich gelassen, niemals hatte er sich abfällig über jemanden geäußert, nicht einmal über den Feind. Er lief etwa fünf Meter vor mir und ich betrachtete ihn mit einer plötzlich erwachten nie gekannten Neugierde. Sein Gang war seltsam, seine O-Beine waren weit gespreizt wie bei einem Reiter und seine Arme erschienen mir im Vergleich zum Rumpf überlang und schlenderten lustig im Takt. Er ging gebückt und schob den Kopf beim Gehen abwechselnd nach vorne und zurück. Die Uniform war zwei Nummern zu groß und saß schlecht, das einzige das paßte und nicht zu beanstanden war, war die akkurat auf dem Kopf sitzende Feldmütze.

Ich hatte den Drang mich mit ihm zu unterhalten wollte wissen was er dachte, fühlte, warum er hier war, was seine Zukunftspläne waren, kurzum: Ich wollte wissen wer der Mann war, den alle Bertel nannten und von dem niemand etwas genaues wußte, weil niemand jemals auf die Idee gekommen war ihn etwas Persönliches zu fragen.

Wir waren etwa vier Stunden bergab marschiert. Die Sonne stand hoch am Himmel und zeigte an, daß die Tagesmitte nun erreicht war. Meine Füße schmerzten und der Bauch knurrte, also versuchte ich Bertel zu überreden eine Pause einzulegen.

„Noch eine Viertelstunde dann kommen wir an eine Hütte, da werden wir rasten. Da gibt's bestimmt was zu Essen und einen Platz, an dem wir unsere müden Knochen ausruhen können!“

Ich war so überrascht, daß ich ihm gar nichts antwortete. Bertel verblüffte mich immer mehr. In den nächsten Minuten trottete ich ihm hinterher, bis wir an eine kleine Berghütte gelangten, aus deren Schornstein schwarzer Rauch aufstieg. Trotz der nun auf uns einstrahlenden Sonne wehte ein kalter Wind, der unsere Augen tränen ließ. Dagegen waren unsere Hemden unter den dicken Daunenjacken stark verschwitzt und wir würden sie bald trocknen müssen, um keine Erkältung zu riskieren.

Wir klopfen mehrmals und nach einiger Zeit hörten wir langsame, behäbige Schritte und eine alte Frau öffnete die Tür und ließ uns ein, nachdem wir ihr einige Münzen zugesteckt hatten.

Sie führte uns in eine rustikale, aber gemütliche Stube. Wir zogen uns um und hängten die naßgeschwitzten Kleider am Kamin auf. Nach einiger Zeit kam sie wieder und servierte uns eine schmackhafte Mahlzeit, die aus Suppe, Brot und warmen Käse bestand. Unseren Durst stillten wir mit frischem Quellwasser, das die Alte uns in riesigen Karaffen vorsetzte.

Ich weiß nicht wieso oder weshalb, aber mich befiehlt nach dem Essen eine ungeheure Müdigkeit und ich muß schon am Tisch eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war es schon fast vier Uhr und ich war völlig alleine in der Hütte. Ich stürzte aus der Tür und fand Bertel alleine im Schuppen beim Holzhacken.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“ fuhr ich ihn an.

„Leg dich ruhig wieder hin, wir marschieren erst heute Nacht im Schutz der Dunkelheit weiter. Die Armee durchkämmt verstärkt die Umgebung und tagsüber

sind wir für sie leichte Beute und würden nicht weit kommen. Übrigens habe ich einige Interessante Neuigkeiten über deinen Freund erfahren.“

Er hatte sich auf einen Hackklotz gesetzt und begann sich seine Pfeife zu stopfen. Ich zündete mir eine Zigarette an und lehnte mich an die Schuppenwand. Er sagte kein Wort bis er mit dem Stopfen fertig war und den Tabakbeutel weggepackt hatte. Aufmerksam betrachtete ich bald ihn, bald die an der Decke hängenden Rauchschwaden, sogar die gehackten Holzscheite musterte ich eingehend um mich zu beschäftigen und abzulenken.

Er hatte ebenfalls angefangen zu rauchen und sah mich an. Es war das erste Mal an diesem Tag, an dem wir uns fest in die Augen blickten. Er hatte etwas erfahren, hatte er gesagt. Was mochte das sein, fragte ich mich und warum spannte er mich jetzt so lange auf die Folter. Ich schaute ihn mit einem ungeduldigen Blick an und bedeutete ihm mit einer unmißverständlichen Geste endlich zu reden.

„Er war hier!“ sagte er ruhig.

„Und?“

„Heute Morgen ist gekommen, hat sich mit Brot und Käse eingedeckt und ist weitergezogen.“

„Wohin?“

„Die Alte meint er ist ins Tal gegangen, genau weiß sie es aber auch nicht!“

„Meinst du er ist...?“

„Auf der Flucht? Ja ich glaube schon. Ich weiß nicht was er vorhat und wo er hin möchte aber ich bin mir fast sicher, er ist getürmt.“

„Wir müssen ihn finden!“

„Wir werden ihn finden. Leg dich jetzt hin, heute Nacht wirst du Kraft brauchen!“

Ich nickte und, machte kehrt und ging hinaus ins Freie. Der Himmel hatte sich verdunkelt und dunkle Wolken kündeten von baldigem Regen. Neben dem Haus war ein Hang von dem aus man einen grandiosen Blick aufs Tal hatte. In der Ferne sah ich Rauchschwaden, die den Standort der Stadt markierten und auf der Straße fuhren die ersten Panzer. Einzig der breite Fluß strömte still und ruhig wie immer vor sich hin und trotzte den Geschehnissen.

Warum sollte ein junger, nachdenklicher Mensch unbedingt ins Feindesland wollen, fragte ich mich und zog mich ins Haus zurück. Schlaf fand ich keinen mehr und lag noch Stunden auf meiner Pritsche herum. Als ich dann endlich kurz vorm Einschlafen war kam Bertel herein und rüttelte mich.

„Es geht los, komm!“

Schlaftrunken zog ich mich an und warf die Ausrüstung über. An der frischen, kalten Luft angelangt war ich aber bald wieder topfit und stapfte Bertel hinterher, der den Weg augenscheinlich genau zu kennen schien. Wir hielten uns abseits der breiten Wege und gegen vier Uhr erreichten wir die Ausläufer des Tals.

Auf einem Baumstumpf setzten wir uns und schnauften durch. Zu dieser Zeit war die Ebene noch in einen dichten Nebelumhang gehüllt und wir sahen nichts. Das hatte natürlich im Umkehrschluß auch zur Folge, daß uns niemand sah, und so aßen wir zufrieden unsere Brote. Wir hatten während des ganzen Marsches kaum ein Wort miteinander gesprochen und auch während des Essens starrten unsere Blicke ins Leere, da brach Bertel das Schweigen: „Er ist nicht ortskundig

und kommt nicht schnell voran. Wir werden ihn bald gefunden haben, wenn ihn niemand anderes vor uns erwischt.“

„Warum machst du das, Bertel?“

„Wie meinst du das?“

„Du hast dich freiwillig gemeldet für diese Suche, obwohl du mit Toni nichts zu tun hattest. Du kennst die Gegend hier wie deine Westentasche und scheinst auch Tonis Spur genau zu verfolgen. Du hättest dich nicht melden brauchen, dennoch hast du es getan und begibst dich unnötig in Gefahr.“

„Genau so meine ich das. Ich mache es nicht uneigennützig, glaub mir. Vertrau mir und wir werden es in zwei Tagen geschafft haben. Vorerst kann ich dir aber nichts Weiteres sagen. Komm, laß uns weitergehen bevor es hell wird!“

Verwirrt und keinen Deut schlauer erhob ich mich und trottete ihm hinterher. „Rüber zum Fluß, schnell!“ sagte er und rannte mir voran über die große Straße, die nach Süden führte. Ich hielt mich dicht hinter ihm. Wir arbeiteten uns kriechend über das freie Feld und kämpften uns durch das angrenzende Gestrüpp, bis wir am Wasser standen.

„Drüben ist Frieden!“ sagte Bertel und ich erwiderte beim Anblick des einige Hundert Meter breiten reißenden Stromes: „Das kann schon sein, aber wie werden wir da rüber kommen?“

Er beantwortete meine Frage allerdings nicht sondern suchte stattdessen angestrengt das Gebüsch ab. Gerade suchte er etwa zehn Meter vor mir, winkte plötzlich ab und lief an mir vorbei in die andere Richtung. Plötzlich schien er etwas gefunden zu haben und winkte mich in seine Richtung. Als ich näher kam, sah ich im Gestrüpp ein umgedrehtes altes Boot liegen.

„Meinst du es wird uns tragen?“

„Wir werden sehen,“ sagte er nachdenklich, was mich nicht viel Mut machte.

Gemeinsam ließen wir das Boot zu Wasser und sprangen auf. Wir nahmen die Paddel heraus, die in den Seiten steckten und ruderten los. Mit langen, kräftigen Ruderschlägen entfernten wir uns langsam aber stetig vom Ufer und mir kam erst jetzt zu Bewußtsein wie seltsam das alles war.

Wir hatten uns nicht ein Mal verlaufen und waren schnurstracks auf den Fluß zugesteuert. Dort hatte Bertel nach kurzer Suche ein Boot gefunden mit dem wir übersetzen konnten. Entweder war er ein gerissener Fuchs und hatte verdammt viel Glück gehabt oder, was ich eher glaubte: Es war alles sorgfältig von dritter Hand vorbereitet worden.

Als wir an der Mitte des Flusses angelangt waren stellte ich ihn zur Rede und Gesicht. Da überlegte er lange während unsere Ruder schwiegen und auch wir uns mit ernsten Gesichtern schweigend gegenübermaßen. Nach einigen Minuten, als wir schon einige hundert Meter abgetrieben waren, brach er sein Schweigen und erzählte mir alles.

„Er hat es nicht mehr ausgehalten, wollte raus. Sein Vater ist General, weißt du das? Er hat von Sachen erfahren, die unsereins nie oder zu spät erfahren wird. Morgen wird die große Offensive der Roten beginnen und dann werden von der Stellung nicht mehr als einige Haufen Asche, einige verkohlte Leichen und ein paar Gesteinsbrocken übrig sein.“

„Was soll das heißen?“ schrie ich auf. „Toni ist ein Feigling, ein Verräter sagst du? Und du, du hast von seinen Fluchtplänen gewußt, hast ihn gedeckt?“ Ich war

außer mir vor Wut und wollte schon meine Waffe ziehen aber irgend etwas hielt mich zurück.

„Wir haben es zusammen geplant. Ich habe ihm die Flucht ermöglicht und den Weg vorgegeben. Nachdem er fort war habe ich ein paar Stunden gewartet und das Verschwinden gemeldet, habe mich gleich für die Suche gemeldet und dich als seinen besten Kameraden als Partner vorgeschlagen. Er wollte es so, Martin!“

Ich war völlig konsterniert. Benommen sank ich auf den kalten Blechboden des Bootes und raufte mir die Haare. „Und wenn ich nicht mitmache, wenn ich dich als Verräter erschiesse!“

„Das wirst du nicht tun, Martin. Morgen Abend wirst du deinen Freund sehen und dann klärt sich alles auf. Der Krieg ist sinnlos geworden. Du darfst unserer Propaganda nicht mehr glauben! Die Regierung hat enorm aufgerüstet und setzt zum vernichtenden Schlag an. Die Front haben sie durchbrochen und die Stadt genommen, unsere Truppen sind weit versprengt! Es gibt nur noch wenige übrig gebliebenen Stellungen, die sie mit ihrer überlegenen Technik bald erobert haben werden. In wenigen Wochen wird der Krieg aus sein. Wir haben keine Chance mehr!“

Ich hatte meine Pistole gezogen und richtete sie auf ihn. Voller Wut und Haß sah ich keinen anderen Ausweg aus dieser Situation mehr. Er dagegen saß stumm da und schien dem Tod teilnahmslos und ohne Furcht entgegenzublicken. Ich schloß die Augen und drückte ab.

Klick, klick.

Dieses Schwein! Dieses verfluchte Aas. Er muß mir im Schlaf die Waffe entladen haben, dachte ich und warf sie resigniert ins Wasser. Unschuldiger sah er mich an.

„Bald wird sich alles aufklären. Nun müssen wir uns allerdings beeilen, denn ihre Offensive wird bald beginnen!“

Mit zitternden Händen faßte ich das Paddel und ruderte. In wenigen Stunden war meine schöne alte, heile Welt zusammengebrochen und ich stand vor den Scherben meines alten Ichs. Es kümmerte mich nicht ob der Krieg verloren war, ob mein Freund Verrat begangen oder ob Bertel ihm geholfen hatte. Was mich bedrückte war, daß meine Hoffnungen und Träume, alles wofür ich immer gekämpft hatte, wonach ich immer strebte, für immer zu versinken drohte, ähnlich wie die alte Pistole, die ich gerade in die eisigen Fluten geworfen hatte. Und diese Tatsache machte mich rasend.

Nachdem ich aber den Schuß abgeben wollte und den Abzug betätigt hatte, war der Schmerz und die Wut verflogen und wandelte sich in tiefes Selbstmitleid. Ich war den Tränen nahe, da schreckte ich auf. Der Himmel wurde plötzlich von tausenden Blitzen erhellt, aber nicht etwa ein Gewitter sondern vielmehr tausende und abertausende von Raketen waren der Grund dafür. Ein ohrenbetäubendes Donnerwetter hatte sich erhoben und machte mich unfähig zu jeder Art von Bewegung.

„Es geht los, Martin! Jetzt schießen sie unserer Stellungen weich und dann greift die Luftwaffe an. In einer Stunde oder zwei werden die Panzer anrollen, denen die Infanterie folgen wird. Sie haben fast fünfhunderttausend Mann zusammengezogen bei der Stadt und wir haben vielleicht fünfzigtausend. Glaubst du immer noch an den großen Sieg?“

Entsetzt schaute ich ihn an und begann zu rudern. Ich wollte weg, raus aus der Kampfzone, in der heute oder morgen das große Gemetzel stattfinden würde. Wie würde es den alten Kameraden ergehen, würden sie überleben?

Wir erreichten das andere Ufer und sprangen von Bord. Das Boot zogen wir ins dichte Gestrüpp und drehten es um. Danach tarnte Bertel es mit Zweigen und Erde ab während ich inzwischen ein kleines Feuer gemacht hatte. Bertel hatte eine Angelschnur samt Haken hinten am Boot befestigt und ein Karpfen konnte dem Mais nicht widerstehen. Sein Pech war unser Glück und wir grillten uns den dicken Fisch und ließen ihn uns schmecken. Wenn man mehrere Monate lang eintönige Feldverpflegung genossen hat, dann ist man für jede noch so kleine Abwechslung dankbar.

„Du kennst dich gut aus, weißt wie man überlebt,“ sagte ich zu Bertel und er antwortete nicht sofort sondern dachte lange nach.

„Nun, ich bin in dieser Gegend aufgewachsen als Sohn eines Bergbauern. Gebildet bin ich nicht, eine Schule habe ich nie besucht, trotzdem weiß ich wie man lebt und auch wie man kämpft. Von Kind auf ging ich täglich mit dem Vater mit und er lehrte mir vieles. Es war eine schöne Zeit und ich dachte schon sie würde niemals enden, bis sie kamen und mir alles nahmen.“

„Doch warum fliehst du dann jetzt so bereitwillig, da die Entscheidungsschlacht ansteht. Wenn es stimmt was du sagst und sie haben dir alles genommen, warum kämpfst du nicht?“

„Ich finde man sollte wissen wann man verloren hat. Zu kämpfen ist gut aber sich unnütz abschlachten zu lassen ist schlechter! Ich habe einen Haß auf das Regime, doch es gibt andere Mittel und Wege als den Heldentod in einem sinnlosen Kampf zu sterben! Dazu kommt, daß auch ich in den letzten Monaten mancher Mutter den Sohn, mancher Braut den Mann geraubt habe. Ich habe den Kampf satt und möchte irgendwo zur Ruhe kommen.“

Er stopfte sich seine Pfeife und rauchte schweigend, danach legten wir uns in einem geschützten Winkel zur Ruhe, breiteten die Schlafsäcke aus und schliefen uns aus.

Einmal wachte ich auf, horchte angestrengt und hörte—nichts! Die Kanonade war anscheinend abgeklungen—Kampfpause—dachte ich und schlief, völlig erschöpft vom langen Marsch sofort wieder ein. Erst als die Sonne hoch am Himmel stand wachte ich auf. Es war das erste Mal seit Monaten, daß ich ruhig und tief geschlafen hatte und erholt aufwachte. Ich sah mich um und sah Bertel auf einem Hügel sitzen und auf das gegenüberliegende Ufer starren. Schlaftrunken setzte ich mich zu ihm und starrte auf das Bild der sich vorwärts bewegenden Truppen und der Verwüstung, das sich uns am anderen Ufer bot.

Panzer und Mannschaftswagen rollten in langen Kolonnen auf der großen Straße nach Süden, gelegentlich gestoppt durch vereinzelte Minen. Die einstmals blühende Stadt lag in Trümmern und die Artillerie feuerte jetzt wieder unzählige Salven auf unsere Stellungen. Ich war schockiert von der überwältigenden Übermacht des Gegners. Bertel hatte recht gehabt, unsere Propaganda hatte uns immer weismachen wollen, der Gegner wäre moralisch zersetzt und mit den Kräften am Ende. Wer allerdings diese Truppenbewegungen sah, der mußte zwangsläufig die Lügen durchschauen. Ich wendete den Blick ab und schaute zu Bertel. Ich sah, daß er weinte.

„Laß uns weitergehen,“ sagte er. „Dieses Gemetzel kann ich mir nicht länger ansehen.“

„Du hast recht,“ stimmte ich ihm zu und erhob mich.

Wir verpackten unsere Ausrüstung und löschten das Feuer. Nachdem wir alle Spuren verwischt hatten, marschierten wir weiter gen Osten. Die Sonne ließ sich kaum sehen, dazu wehte ein eisiger Wind. Abends kamen wir an eine kleine Ortschaft, an deren Name ich mich nicht mehr entsinnen kann.

Die Häuser waren abgedunkelt, kein noch so kleines Licht war zu sehen und nur an den kleinen Rauchsäulen, die aus den Schornsteinen aufstiegen sah man, daß hier Menschen wohnten. Wir gingen durch die staubige Dorfstraße und ließen die meisten Häuser hinter uns, bis wir an eine kleine Hütte kamen, die etwas abseits lag.

Ich klopfte mehrmals an der dicken, hölzernen Tür und dachte schon es würde niemand öffnen, da wurde der Riegel langsam geöffnet und ein älterer Mann stand vor mir. Er hatte wohl noch nicht geschlafen, stand mit einer Zigarre in der Hand vor mir und fragte mich unhöflich, was ich von ihm wolle.

Ich antwortete, wir wären zwei Fronturlauber auf der Durchreise und suchten ein Lager für die Nacht. Die Temperaturen hatten stark angezogen und wir schlotterten vor Kälte. Unsere Nasen waren knallrot, die Hände waren blau verfärbt und taub.

Wir hatten Glück, der Mann hatte ein Herz und ließ uns hinein. Wie brannten unsere Finger und Gesichter als sie sich in der warmen Stube langsam erwärmten, wie wohl war uns bald zumute nachdem wir uns vor dem warmen Kamin niedergesetzt hatten. Der anfangs mißtrauische Mann kam kurz darauf mit einer Flasche gutem Schnaps und schenkte reichlich ein.

Bald merkten wir, daß er für einen Haushalt in Kriegszeiten sehr gut ausgestattet war und ich bezweifelte, daß mancher unserer Generale so gut lebte und speiste.

Es stellte sich heraus, daß wir beim Dorfschmied zu Gast waren. Zusätzlich zu seinem Handwerk verdiente er sich auf verschiedene Weise ein paar Groschen hinzu. Er fertigte Portraits und Landschaftszeichnungen an, die er gegen Zigaretten, Geld, Schnaps oder Schokolade tauschte. Dazu war er ein passabler Musiker, wie er uns bewies, indem er einige Takte auf seiner Mandoline spielte.

Ich schätzte, daß er nicht oft Gäste hatte und uns, da wir schon mal da waren, alles von sich erzählen und alles zeigen wollte. So ließen ihn gewähren und lauschten der wehmütigen, traurigen Melodie, denn wir waren von den Strapazen des Tages erschöpft und der ungewohnte Schnapsgenuß hemmte unsere Zungen und schläferte den Verstand ein.

Als er fertig gespielt hatte stellte er die Mandoline neben sich auf den Boden und begann zu erzählen. Er erzählte von sich, seinen Erlebnissen und Fertigkeiten.

Ich hielt ihn für einen interessanten Mann, allerdings schien er vom Krieg nicht allzu viel zu halten. Er fragte nicht einmal auf welcher Seite wir kämpften, es interessierte ihn ebenso wenig wie die Politik im Allgemeinen.

„Ich bin nur ein einfacher Schmied, habe mein Handwerk von meinem Vater gelernt, der es wiederum von seinem gelernt hat. Wir haben uns noch nie für Politik interessiert und sind immer gut damit gefahren. Was ist denn schon die Poli-

tik? Nichts weiter als ein Ränkepiel der oberen Gesellschaftsschichten! Jetzt hört meine Politik: Wenn jemand in Frieden kommt, ganz gleich wer es ist, dann lasse ich ihn ein und bewirte ihn.

Kommt jemand der mir Böses möchte, glaubt mir, auch dann werde ich meine Maßnahmen treffen. Bis dieser Fall allerdings nicht eintrifft werde ich hier bleiben und meine Arbeit tun!“ Wie zur Bekräftigung seiner Worte nahm er einen großen Schluck aus seinem Glas und lehnte sich in seinem Polstersessel zurück.

„Und ihr, warum kämpft ihr?“, fragte er uns.

Ich hatte mich vorbereitet, hatte ihm Begründungen, epische Verse, philosophische Gedanken und den weltpolitischen Aspekt entgegen schleudern wollen. Zudem wollte ich nicht versäumen die Gerechtigkeit anzuführen, doch ich blieb stumm. Ich war tief beschämt, Gott weiß warum, und muß knallrot angelaufen sein. Ich blickte zu Bertel und sah, daß auch er zu Boden blickte.

„Gewalt ist schlecht, Krieg ist schlechter,“ sagte der Schmied traurig. „Im Krieg gibt es keine Gerechtigkeit und er nutzt auch keinem von euch. Die, denen er nutzt, sind Industrielle und windige Waffenhändler, darum laßt es am besten sein. Nehmt die Beine in die Hand, geht heim und bleibt dort bis es vorbei ist! Lange wird es ohnehin nicht mehr dauern munkelt man...“

Er schenkte eine weitere Runde Schnaps ein und redete noch viel, allerdings nichts von Belang. Er erzählte von seinem verkorksten Leben und den Mißgeschicken, die ihm widerfahren waren und versäumte es natürlich auch nicht immerfort seine Fähigkeiten zu preisen.

Da aber taten die Wärme und der Schnaps ihre Wirkung und wir schickten den Schmied ins Bett und legten uns hin. Er gab uns zwei Schaffelle, die wir vor den Kamin, in dem die großen Holzscheite langsam verglimmten und bis tief in die Nacht für wonnige Wärme sorgten. Für mich war es damals das Paradies auf Erden. In den letzten Jahren hatte ich so vieles entbehrt und nun war ich bei einem unbeteiligten Zivilist zu Besuch, der lebte wie ein Gott.

Ich gebe zu, daß ich Anfangs neidisch auf ihn war und auch ein schlechtes Gewissen wegen meiner Kameraden hatte, doch die Vernunft und der Selbsterhaltungstrieb siegten. Ich war berauscht und in meinem Kopf drehte sich alles. Glückselig schlief ich ein und hatte einen seltsamen Traum: Ich lag in einer Stellung neben Bertel. Wir waren zusammen eingeteilt worden und vor uns lag ein weites offenes Feld, das wir bewachen sollten. Ich hatte ein Nachtsichtgerät, während Bertel das MG im Anschlag hielt. Die Lage war ruhig und wir waren schläfrig und unaufmerksam. Wir warteten auf die Ablösung und zwangen uns wach zu bleiben. Plötzlich stand er vor uns, ein feindlicher Soldat. Ohne Furcht stand er direkt vor der Stellung und feuerte mit seiner Maschinenpistole, dabei schrie er unverständliche Worte, die fremd und furchteinflößend gleichermaßen klangen.

Wie durch ein Wunder verfehlte er uns, doch unser MG blieb stumm denn wir lagen immer noch vor Schreck erstarrt auf dem Boden. Als er seine Munition verschossen hatte, zog er sein Kampfmesser und stürzte sich auf mich. Er lag auf mir, unsere verschwitzten, vor Wut und Angst verzerrten Gesichter berührten sich fast.

Er wollte mich erstechen, doch ich war wesentlich stärker als er und wendete das Blatt. Er lag am Boden und ich nahm ihm das Messer ab. Mit den Beinen hat-

te ich ihn fixiert und setzte gerade zum tödlichen Stich an, da veränderte sich sein Gesicht und ich erkannte meinen Freund Toni.

„Tu's nicht Martin, ich bin's doch! Erkennst du mich nicht?“ fragte er, mich dabei flehend ansehend. Mich befiel ein krampfartiges Schaudern, ein heftiges Zittern, dann stach ich zu. Erleichtert darüber es getan zu haben stieß ich einen Schrei zum Himmel aus und stand auf. Doch als ich nach Unten sah, da lag Toni nicht mehr da und in meinem Bein spürte ich eine klaffende Wunde. Völlig verschwitzt wachte ich auf. Mir war übel und ich hatte einen fürchterlichen Brand und ging in die Küche des Schmiedes um etwas Trinkbares zu holen. Auf dem Tisch stand eine Karaffe Wasser, die ich auf Ex trank. Ich setzte mich auf einen Küchenstuhl, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und legte den Kopf in die Hände. Draußen war es noch stockdunkel, ich hatte vielleicht zwei Stunden geschlafen. Ich dachte über den Traum nach. Was hatte er zu bedeuten? Einen Sinn konnte ich darin nicht erkennen und schob ihn auf den übermäßigen Alkoholkonsum des gestrigen Abends.

Nach etwa einer halben Stunde legte ich mich wieder hin und schlief bald darauf ein. Die weitere Nacht verlief traumlos, zumindest konnte ich mich nicht daran erinnern, etwas geträumt zu haben.

Gegen zehn Uhr weckte mich Toni. Mein Kopf dröhnte und gab mir damit zu verstehen, daß er noch nicht wiederhergestellt und auf voller Höhe war. Dazu kam, daß mich die trockene Hitze des Kamins völlig ausgedörrt hatte. Toni ging es ebenso, das sah ich ihm an. Der Schmied hingegen schien schon einige Zeit wach gewesen zu sein und hatte uns ein Frühstück bereitet. Wir aßen mit geringem Appetit und verabschiedeten uns. Der Schmied wünschte eine gute Reise, dann schloss sich die Tür wieder hinter uns und wir hörten den großen Riegel, der vorgeschoben wurde.

Langsam gingen wir weiter Richtung Osten und ließen die Ortschaft hinter uns immer kleiner werden bis sie schließlich hinter einer Wegbiegung ganz verschwand. Gesprochen hatten wir nur wenig. Zu sehr war ich damit beschäftigt mich zusammenzureißen. Mein Magen drehte sich, sein Inhalt hatte sich schon nach einigen hundert Metern im Straßengraben entleert. Das Einzige, das mich durchhalten ließ, war Bertel, der wie ich mit blutleerem Gesicht und trübem Blick neben mir her trottete, was mir anzeigte, daß es ihm ebenso schlecht ging wie mir.

„Verfluchter Alkoholiker, dieser Schmied!“, preßte er nach einiger Zeit heraus und unterbrach das Schweigen. Ich gab ihm recht und fragte ihn, was er von den Ansichten des Alten hielt.

„Nun ja, dumm scheint er ja nicht zu sein und er lebt auch nicht schlecht. Aber sag mir doch, ist das ein gutes Leben, das er da führt? Sich aus allem heraushalten und für nichts interessieren außer den eigenen Belangen? Ich finde er macht es sich ein bißchen zu einfach. Für mich gleicht er einem Menschen, der in einer dunklen Ecke des Zimmers sitzt, während in der Mitte ein lustiges Spiel stattfindet. Er hat sich dem Leben versagt, Martin, verstehst du was ich meine?“

„Jetzt hast du aber Unrecht, Bertel und ich werde es dir beweisen. Sind wir nicht auch aus dem Spiel ausgestiegen, haben nicht auch wir uns zurückgezogen?“

„Das stimmt, aber hier gibt es einen gewaltigen Unterschied: Er hat noch niemals mitgemacht und kennt das Leben nur aus Büchern und von Erzählungen

her. Wir dagegen sind dabei gewesen und sind ausgestiegen, nachdem wir die Sinnlosigkeit des Kampfes erkannt hatten.“ Ich gebe zu, daß ich immer beeindrucker von Bertel war.

Hatte ich ihn vorher als dummen Hirtenjungen angesehen, so erkannte ich nun seine Qualitäten als Lebenskünstler und Philosoph. Er war nicht dumm, sondern gebildet und in gewissem Grade sogar weise.

Es war später Nachmittag, als wir auf einige Häuser trafen. Ich vermutete, daß es ein Bauerngehöft war und wir schritten über die Staubige Dorfstraße auf einen schönen, gemauerten Brunnen zu, neben dem eine Menschenansammlung stand. Wir sahen ältere Männer, Frauen mit ihren Neugeborenen auf dem Arm und kleine, herumtollende Kinder. Bertel fragte einen etwas abseits stehenden Mann nach dem Grund für die Versammlung und bekam nicht gleich Antwort.

Der ältere Herr musterte uns genau (Zu diesen Zeiten war man gegenüber Fremden besonders mißtrauisch) und erklärte dann, man hätte einen Räuber auf frischer Tat ertappt und werde ihn nun bestrafen, wie es sich gehört.

Die Menge hatte sich mit Knüppeln bewaffnet und bildete einen Halbkreis um einen in den Boden eingerammten Pflock an den ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren festgebunden war.

Ich sehe ihn heute noch vor mir als wäre es gestern gewesen. Sein Gesicht hatte noch fast kindliche Züge, der Blick war flehend, der Körper knabenhaft schmal. Die Haare trug er lang und nach hinten zu einem Zopf gebunden. Die Beine hielt er ineinander verschlungen und im Schritt hatte sich schon ein großer Fleck gebildet. Er rief immer wieder einige unverständliche Laute, doch ich verstand immer wieder nur die Worte: *Kinder, die Kinder!*

Ich ging davon aus, daß er wahnsinnig geworden war und faselte. Ich hatte Mühe mich durch den Mob nach vorne zu kämpfen, da ein jeder in der ersten Reihe stehen und den entscheidenden (den tödlichen) Schlag ausführen wollte. Als ich den jungen Mann sah, beschlich mich ein seltsames Gefühl der Beschämung. Ich fühlte, daß das was hier geschah nicht rechtens war, obwohl solche Lynchmorde zu dieser Zeit an der Tagesordnung waren. Die Unschuld dieses Grünschnabels schien mir offensichtlich zu sein. Ich bezweifelte, daß er etwas Schlimmeres getan hatte als einen Laib Brot zu stehlen.

Aber die ausgehungerten und verrohten Menschen von damals waren wie wilde Tiere und fielen über vermeintliche Räuber her wie die Wölfe. Hatte man Glück dann erhängten sie einen einfach am nächsten Baum. Geriet man jedoch an einen besonders ausgehungerten, unzufriedenen Mob dann waren Steinigungen und Totschlag das bittere Los. Vereinzelt sollen die Täter sogar angezündet worden sein.

Mit anderen Worten ausgedrückt: Der Krieg der alten Männer und Hausfrauen wurde ebenso brutal geführt wie der an der Front. Ich hatte Tränen in den Augen und überlegte mir einzuschreiten, da packte mich eine Hand an der Schulter und zog mich zurück. Ich drehte mich um und sah Bertel.

„Du hast keine Chance, sie sind erhitzt und werden dich auch noch totschiessen, wenn du sie daran hindern willst, den Mann zu bestrafen!“

Bis ich die Zwecklosigkeit des Unterfangens eingesehen hatte er mich aus der Menge herausgezogen. Es erhob sich ein wildes Geschrei und die Menge stürmte

zum Pfahl. Die Schlagstöcke sausten nieder und in jedem Schlag schien sich ein kleines Stück der Wut des Volkes zu entladen.

Als sie sich zerstreut hatten trat ich wieder an den Pflock und sah auf das leblose Bündel, das am Holz klebte. Das Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert worden und auch der nackte Oberkörper war stark geschunden.

„Haben Sie etwa Mitleid mit ihm?“, ertönte eine leise Stimme hinter meinem Rücken.

„Ich wundere mich immer wieder, zu welchen Dingen Menschen fähig sind! Was hat er euch denn getan, daß er sterben mußte?“

„Er hat gestohlen und darauf steht die Todesstrafe!“

Mir wurde übel und ich wendete mich ab. Unter einer Linde sank ich nieder und lehnte den Kopf gegen das harte, raue Holz. Bertel fragte mich ob alles in Ordnung sei. Er gab mir aus seiner Trinkflasche zu trinken. Gierig trank ich und benetzte mir das Gesicht mit dem kühlen Naß.

„Ich will fort von hier, so schnell wie möglich.“

„Gehen wir!“, sagte er und zog mich hoch.

Wir verließen das Dorf genauso schnell wie wir gekommen waren. Kurz nachdem wir die letzten Häuser hinter uns gelassen hatten bogen wir auf einen schmalen Weg ab um keine weitere Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen.

Der Weg war grob geschottert, schien aber nicht viel genutzt zu werden. Gräser und andere Pflanzen durchbrachen den Boden und ließen den Weg unter sich verschwinden. Umgestürzte Bäume lagen herum und versperrten uns den Weg und am Rand wuchsen unkontrolliert wilde Sträucher und Dornenhecken. Hier kümmerte sich niemand mehr, hier war Krieg. Mir kam die Einsamkeit gelegen, denn ich war noch zu schockiert von den Ereignissen im Dorf und brauchte Ruhe um sie zu verarbeiten. Wie weit war dieses Land gekommen? Männer, noch halbe Kinder, die vom wütenden Mob einfach hingerichtet wurden. Das war nicht mehr meine Heimat, die ich so geliebt hatte, das war ein häßlicher Auswuchs, ein Ekzem, welches das ganze Land befallen hatte.

Bertel dagegen schienen diese Dinge nicht zu kümmern. Er ging einige Meter vor mir und piff eine heitere Melodie vor sich hin. Plötzlich stoppte er und hockte sich ab. Ich tat es ihm gleich und verbarg mich hinter einer Hecke. Ich wollte ihn gerade etwas fragen, doch er drehte sich um und gebot mir zu schweigen.

Angestrengt horchte ich in seine Richtung, konnte aber kein verdächtiges Geräusch ausmachen außer dem Rauschen des Windes und dem Hämmern eines Spechts. Dann aber hörte auch ich es: Ein Flüstern, ein Kichern, das Knacken von Zweigen.

Eines stand fest: Wir waren hier nicht alleine. Hier verbarg sich jemand im Gebüsch und wir wußten nicht warum. Wollte man uns auflauern und überfallen oder waren hier Menschen auf Nahrungssuche? Höchste Vorsicht war geboten. Ich sah wie Bertel seine Maschinenpistole fertig lud und zückte meinerseits das Messer, da ich meine Pistole ja weggeworfen hatte.

Wir beschlossen, getrennt voneinander vorzugehen und schlichen so leise wie möglich durch das dichte Gebüsch. Es war nicht leicht, denn einzelne Dornen verfangen sich in der Kleidung und ich hatte mehr damit zu tun Sträucher und Zweige abzuwehren als mich auf die vermeintliche Gefahr zu konzentrieren.

Und dann sah ich sie auf einmal. Sie saßen in einer Kuhle und klammerten sich aneinander. Sie hatten Angst, kein Wunder, denn wir mußten einen schaurigen Anblick gemacht haben.

Der Ältere war etwa zehn, der Jüngere vielleicht fünf bis sieben Jahre alt.

Wir tauschten einen kurzen, mitleidigen Blick und beschlossen sie mitzunehmen.

„Wo kommt ihr her, Kinder?“, fragte ich in einem Tonfall, der möglichst sanft klingen sollte. Sie antworteten nicht und schauten mich stattdessen mit angstvollem Blick an.

„Habt keine Angst! Wir werden euch mitnehmen und an einen sicheren Ort bringen!“

Bertel gab ihnen um meinen Satz zu unterstreichen, ein Stück Schokolade und sie nahmen es gerne. Ich schätzte, daß sie völlig ausgehungert waren. Ein Rätsel blieb mir was sie hier mitten im Wald suchten, wo sie herkamen und wo ihre Eltern waren. Obwohl sie nichts sagten ging ich davon aus, daß sie obdachlos waren, weil sie nach kurzer Zeit bereitwillig mit uns gingen.

Mit ihnen kamen wir etwas langsamer voran, doch das machte nichts, denn es war nicht mehr weit bis zum Treffpunkt mit Toni und gegen Abend erreichten wir ein altes Bauernhaus, umgeben von zahlreichen Feldern. Bertel klopfte in einem bestimmten Rhythmus an der Tür und nach einiger Zeit löste sich der Riegel und mit einem lauten Quietschen öffnete sie sich.

Und dann sah ich den Gesuchten. Hier, inmitten dieser kahlen Einöde, zwischen abgeernteten Feldern, unter wolkenverhangenem Himmel stand er in der Tür und blickte mich mit leerem Blick an. Mein Freund Toni.

Er schien abgenommen zu haben obwohl er auch schon früher recht mager gewesen war. Seine Gesichtszüge waren verhärtet und aus den Augen trat ein stumpfer, matter Ausdruck hervor. Die Haare waren ungekämmt und hingen ihm in wilden Strähnen ins Gesicht und die Kleidung, die er trug war zerfetzt und staubig.

„Da bist du, Martin!“, sagte er und bemühte sich zu lächeln. „Da bin ich,“ entgegnete ihm. Mein Zorn auf ihn war längst verraucht, mit diesem armen Teufel konnte ich nicht böse sein. Und doch wollte ich ihn so vieles fragen, wollte so vieles erzählen. Vorerst aber blieb ich stumm.

Bertel war ins Haus gegangen. Er hatte etwas von Essen machen genuschelt, dann hatte er sich an Toni vorbei ins Haus gedrängt und war verschwunden. Wir standen uns gegenüber und sahen uns an.

„Es ist vorbei!“ sagte er. Gerade haben sie es im Radio gebracht.

„Die lügen doch wie gedruckt, das weißt du doch!“ schrie ich, ging auf ihn zu und schüttelte ihn.

„Die ausländischen Sender haben's auch gezeigt. Unsere sind besiegt, haben kapituliert. Präsident Hauser hat schon die Siegesrede verlesen!“

Ich war perplex. Jahrelang hatten wir gekämpft und nun war innerhalb von zwei Wochen alles zusammengebrochen? Das erschien mir so unglaublich, daß ich es gar nicht glauben konnte. Bertel hatte einen Bohneneintopf zubereitet, der halbwegs gelungen war und brachte darauf die Kinder ins Bett.

Danach saßen wir in der Wohnstube zusammen. Wir rauchten und tranken und redeten. Es wurde lange und viel gesprochen, lautstark gestritten und hitzig

debattiert. Wie sollte es nun weitergehen, was sollten wir tun? Jeder hatte seine eigenen Ansichten, Träume, Hoffnungen und Wünsche. Was sollte mit den Kindern geschehen? Wir waren uns einig, sie zu behalten und zu beschützen. Wie würde unsere Zukunft aussehen? Keiner von uns wußte es.

Wir hörten die Radiobeiträge und Fernsehberichte und gegen Morgen schliefen wir ein.

So erlebte ich das Ende eines Krieges, der gleichsam der Beginn meines neuen Lebens war.

Aufzeichnungen eines Leutnants

17.10;

Seit zehn Tagen bin ich nun schon hier im Dreck eingepfercht; die Gedanken sind trübe. Was man mir vorwirft? Keine Ahnung! Was mir nun blüht? Vermutlich der Prozeß!

Man will an mir ein Exempel statuieren, soviel ist klar und die hungrige Meute wird bekommen, was sie verlangt!

Womit ich mir die Zeit vertreibe? Gute Frage!

Wenn ich nicht gerade auf meiner hölzernen, unbequemen Pritsche liege (sauber gemauertes Gewölbe, Anerkennung meinerseits! Der Fugenmörtel ist allerdings größtenteils herausgefallen oder wurde ausgekratzt, er bedarf der Ausbesserung), werfe ich mit kleinen Kieselsteinchen gegen die graue Kerkerwand und erwarte mit größter Neugierde an welchem Punkt diese auf dem Boden aufprallen. Einen Sinn kann ich darin nicht erkennen, aber es macht Spaß (sehr zu empfehlen, der neueste Schrei hier)!

Gestern dann der Tag der Freude. Meine Wünsche wurden erfüllt und ich bekam Stift und Papier (um meine Untaten niederzuschreiben, wie man mir sagte). Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Zelle verwandt ist. Vor zwei Tagen erst kam ein schmieriger Priester hierher, der mir nicht ganz kosher war: Hat mich so komisch ausgefragt, der Lump! Die wollen Beweise, wollen mich um jeden Preis überführen, wollen meinen Skalp!

20.10

Umfangreiche Verhöre in den letzten Tagen. Drohungen, Versprechen und Lügen en masse, dafür umso weniger Schlaf.

Hätte ich doch nicht die Offizierslaufbahn eingeschlagen! Die einfachen Landser lassen sie laufen, aber mich... Und überhaupt, was habe ich als einfacher Leutnant schon zu sagen gehabt? Wo sind denn auf einmal die ganzen Generale, die Stabsoffiziere? Sonnen sich irgendwo in der Karibik, jawohl!

Verbrechen werfen sie mir vor, Kriegsverbrechen. Als ob der Krieg als solcher nicht schon ein Verbrechen ist und unter Strafe gestellt gehört. Aber ich werde es ihnen schon beibringen, werde mich schon zu verteidigen wissen, werde den Spieß umdrehen!

21.10

Keine Sau da, niemand, der nach mir schaut! Wenn ich nun einen Anfall hätte, was dann? Wißt ihr, was schlimmer ist als das Gefängnis? Die Gewißheit, die nämliche Gewissheit, daß alles zu Ende ist und später alles anders sein wird als es war, daß ich meine Familie nie wiedersehen werde (tot werden sie sein, vergewaltigt oder auf der Flucht). Ich habe alles verloren, es bleibt mir nur das Leben, das nackte Leben und das werde ich verteidigen, es ist mir teuer.

Am ersten elften ist Prozeßbeginn, da werde ich mit drei anderen „Kriegsverbrechern“ (zwei Offizieren und einem Industriellen) vor Gericht gestellt werden.

Was in der Stadt passiert ist fragten sie mich! Ich sei schuld an den Vorgängen dort, sagen sie...

23.10

Aber ich hatte es ihnen doch gesagt, hatte doch befohlen die Zivilbevölkerung zu schonen! Und diese Rohlinge... ach, das einfache Volk, ausgehungert waren sie, ausgehungert und mordlustig wie ein Wolfsrudel. Was hätte ich denn tun können, ich als einfacher Offizier?

Ist es denn nicht der Bestrafung genug, daß ich die Toten vor mir sehe, wenn ich die Augen schließe, daß sie mir im Traum erscheinen und mich quälen, die ausgehungerten, vor Angst und Schrecken verzerrten Gesichter? Was muß ein einfaches Gemüt wie ich noch alles erdulden?

24.10:

Auszüge aus dem Gespräch des Gefangenen mit dem politischen Kommissar Brandel:

Leutnant: Der General ... hatte mir den Auftrag gegeben, in der gerade eroberten Stadt ... für Sicherheit zu sorgen... er vermutete Heckenschützen oder Attentäter... Stoßtrupp bestand aus etwa 20 Mann... Stellvertreter war der Feldwebel Russ.

Brandel: Nach unserem Kenntnisstand kam es in der Folge ihrer Mission zu heftigen Übergriffen auf unbewaffnete Zivilisten, vornehmlich Frauen und Kinder. Wir haben mehrere Zeugenaussagen, welche übereinstimmend davon berichten, daß auch Sie...

Leutnant: Lügen, nichts als Lügen! Sie wollen sich selbst retten und haben mich als Opferlamm gewählt. Ich habe stets meine Pflicht getan und mich um jeden meiner Männer gekümmert, stets das Beste gewollt, auch für den Feind, ja, das ist schon so (nickte zur Bestätigung seiner Ausführung wobei das markante Kinn auf seiner Brust aufschlug) und auf diese Weise zahlen es mir diese dummen Schafe, diese Mitläufer heim! Bastarde, Lügenmäuler sind es, die es eher verdient hätten hier zu stehen als ich. Der Feldwebel Russ zum Beispiel...

Brandel: Nicht er steht hier vor Gericht sondern Sie, da wir in Ihrem Verhalten eine besondere Schwere der Schuld sehen. Sie trugen die Verantwortung über einen Einsatz, bei dem es zu Vergewaltigungen und mehrfachen Mord kam, oder streiten sie das etwa ab?

Leutnant: Ich streite es nicht ab, daß es zu besagten... Unglücksfällen kam... Von Verantwortung spreche ich mich aber frei, weil mir das Kommando, sie haben

nicht auf meine... ich war sozusagen nicht mehr Herr... verstehen sie was ich meine?

Ich konnte nichts tun und da bin ich ins Haus gegangen um das Grauen nicht länger ansehen zu müssen.

Brandel: Da waren sie aber ein sehr schlechter Vorgesetzter wenn ihre Untergebenen nicht auf sie gehört haben (Leutnant errötet). Doch kommen wir zu einem anderen Punkt in der Liste der Vergehen, deren sie verdächtigt werden. In diesem Haus, fanden sie da nicht ein junges Mädchen vor, eine Christa B., und taten ihr körperliche Gewalt an!

Leutnant: Ich fand sie dort vor aber Gewalt habe ich ihr nicht angetan. Es kam zu sexuellen Handlungen, aber die wollte es doch nicht anders, die Schlampe!

Brandel (zum Leutnant vornübergebeugt): Leutnant, du bist ein widerliches Arschloch und ich werde schon richtig geil, wenn ich an den Tag denke, an dem du am Galgen baumelst.

Danach spuckt er dem verdutzten Leutnant ins Gesicht und geht.

Leutnant (tiefrot angelaufen, die angestaute Wut unterdrückend): weint.
Auf einen Wink Brandels treten zwei Wärter ein und bringen ihn hinaus.

24.10.

Den Brandel kauf ich mir, ich reiche Beschwerde ein, mir so was zu sagen. Hat der überhaupt gekämpft, das Aas? Mir so was zu sagen.

War doch gar nicht dabei, der Lump. Hat er gesehen wie ich sie stoppen, in gemäßigte Bahnen lenken wollte? Hat er etwa die Verzweiflung in meinen Augen gesehen und wie ich mich schließlich abwendete und ins Haus ging.

Daß ich dort das Mädchen traf, stimmt ja wirklich, aber sie wollte es doch, die Nutte. Meine Güte, es war Krieg und da passieren manche Sachen. Und das ich sie erschossen hab, das war ein Unfall, einfach so passiert! Was bedeutet schon ein geschändeter Laib oder eine tote Göre im Vergleich zu tausenden toten Soldaten?

Damals war eine andere Zeit. Ich merke, viele Dinge darf ich niemals aussprechen, man würde es nicht verstehen. Ich muß es vertuschen, meine Ehre bewahren!

Anklageschrift des ersten Elften:

Der oberste Gerichtshof erhebt Anklage gegen den ehemaligen Leutnant (hierbei wollte dieser schon protestieren, doch die Gerichtsdiener drückten ihn wieder auf seinen Stuhl)...

Ihm werden Kriegsverbrechen in besonderem Maße vorgeworfen. Die besondere Schwere der Schuld sieht das Gericht vor allem im Falle des Massakers in der Stadt...

Dort soll der Leutnant ... nach dem Einmarsch der blauen Garde am 13.2. des letzten Jahres eine Gruppe unbewaffneter Zivilisten, vornehmlich Frauen und Kinder, aufgespürt haben. Er und seine Truppe sollen in der Folge mehrere ... Personen vergewaltigt und einige getötet haben. Ein vom Leutnant selbst geschän-

detes Mädchen konnte fliehen und befindet sich seither in einem Kloster, wo sie von den Nonnen aufgenommen wurde und gepflegt wird.

Nachdem sie einige Frauen vergewaltigt hatten, wurden drei Männer hingerichtet, die gegen das barbarische Treiben der Soldaten aufbegehrt hatten, daraufhin wurde das Gemeindezentrum ausgeplündert und in Brand gesteckt. Diese Verbrechen bildeten den ruhmlosen Höhepunkt der Besetzung durch die blaue Garde.

Die Anklage fordert daher für den Leutnant den Tod am Galgen!

Der Leutnant erhob sich protestierend und schrie: „Lügen, nichts als Lügen. Den Kopf hingehalten habe ich all die Jahre und wie wird es mir gedankt? Wo sind denn unsere Generale, wo sind denn auf einmal die Politiker? Seit Frieden ist, sind plötzlich alle abgetaucht...“

Der Richter wurde zornig und wies den Angeklagten scharf zurecht.

„Angeklagter. Ihre Fragen sind beleidigend und stehen hier nicht zur Debatte. In diesem Gerichtssaal werden lediglich die oben angesprochenen Verbrechen verhandelt, bei denen Sie der Führer vor Ort waren. Haben Sie das verstanden?“

Der Leutnant nickte kurz, dann setzte er sich stumm wieder hin und sagte bis zum Prozeßende keinen Ton mehr.

Wir wollen an dieser Stelle einen Blick auf das Publikum werfen. Auf den eiligst aufgestellten Stühlen sitzt das einfache Volk, die eigentlichen Opfer des Krieges. Abgezehrt und hungrig schauen sie nach vorne und erwarten, daß der Gerechtigkeit genüge getan wird. Sie hatten viel zu erleiden und brüllen und toben beim Verlesen der Anklageschrift. In einer Ecke ganz hinten im Raum sitzt ein junger Reporter. Auf seinen Notizblock schreibt er etwas Bemerkenswertes: Der Leutnant ist schuldig, ohne Frage. Er hat sich den Ausschweifungen und dem dunklen Trieb hingegeben. Für mich aber steht seine Verurteilung für noch mehr, für mich steht sie für die eigentliche Verurteilung der aufständischen Regierung, die jetzt kapituliert hat und erneut hohe Ämter bekleidet. Der Leutnant als einfacher Soldat ist für mich nur das Lamm, das den hungrigen Wölfen zum Fraß vorgeworfen wird, damit sie nicht auf den Gedanken kommen, jemand anders zu verspeisen.

Wir wollen hier nicht so sehr ins Detail gehen und den Rest des Prozesses überspringen. Der Reporter hatte möglicherweise in einigen Dingen Recht, dennoch schienen in dem Fall des Leutnants die Beweise stichhaltig und das Urteil war somit gerecht.

Die beiden anderen Soldaten wurden zu lebenslanger Zwangsarbeit, der Leutnant dagegen, wie von der Anklage gefordert, zum Tod am Galgen verurteilt. Ungläubig saß er noch da und hatte das ihm drohende Urteil gar nicht realisiert, viele im Saal dachten schon er habe den Verstand verloren. Erst als er von den Gerichtsdienern herausgetragen wurde fing er an zu begreifen und schrie und trat um sich.

Das Urteil war für den 20ten angesetzt worden und das bedeutete, daß der zum Tode verurteilte Leutnant nun 19 Tage Zeit hatte, 19 Tage zum Nachdenken, zur Buße. Doch nicht damit beschäftigte sich der Offizier. Er erhob Vorwürfe, denunzierte, schrie. Als es noch fünf Tage bis zu seiner letzten Stunde waren, da begann er wieder zu schreiben. Es ist schwer seine Schrift zu entziffern, denn sie ist zittrig und verschwommen von Tränen. Dennoch wollen wir es versuchen, wollen sehen, ob er endlich ein Einsehen hatte:

15.11.

Nun ist es also beschlossen, Antrag auf Begnadigung abgelehnt, so geht es also zu Ende! Der Galgen ist aufgestellt und die Meute verlangt nach Blut. Der Strick ist bereits geknotet und meine Hände zittern. Noch fünf Tage und die letzten Wochen habe ich gleichermaßen irrsinnig und unsinnig vergeudet. Den anderen habe ich die Schuld gegeben an meinem Unglück und mein eigenes Tun gar nicht hinterfragt.

Gestern war wieder der Priester da, ein altes grauhaariges Männlein mit gebückter Haltung und einem zotteligen, grauen Bart. Einen Stock hielt er in seinen zitterigen Händen, der genau so knorrig war wie er selbst.

Er fing wieder an in gewohnter Weise mit mir zu sprechen aber ich hab ihm meinen Teller vor den Latz geknallt und da ist er erschrocken zurückgewichen und hat das Feld geräumt. Der hat's doch nicht anders verdient, der frigide Betbruder!

Das Schlimmste an dem gegen mich gefällttem Urteil ist dieser gemeine Tod auf Raten. Wie in einer Sanduhr spüre ich meine Lebenskörnchen zwischen den Händen verrinnen und mir die Energie rauben.

Wenn mich doch im Kampf eine Kugel erwischt hätte! Wenn der Tod mich unerwartet und plötzlich geholt hätte! Wie beneide ich manchen Kameraden, der in der Schlacht einen kurzen, schmerzlosen Tod erlitten hat und auf der Stelle leblos niedersank. Aber was könnte einen Menschen schlimmer treffen als ein Tod, bei dem man genau weiß wann und wie er eintreten wird. Diese untätige Wartezeit ist das härteste dabei, dieses verzweifelte Warten auf den eigenen Tod.

16.11.

Bin in den Hungerstreik getreten, tat es rein aus Protest.

Verbrecher sind sie alle miteinander, die Politiker, die Richter, die Vollzugsbeamten! Wie ich sie alle hasse, diese heuchlerischen Menschen, wie ich die Nacht hasse, die mir den Schlaf bringt und die verbleibende Lebenszeit um die Hälfte verkürzt. Wie ich die Sonne hasse, die bei allem Unrecht auf der Welt jeden Morgen dennoch aufgeht und hämisch lacht, wie ich die Vögel verachte, die stumpfsinnig an jedem verfluchten Tag ihre fröhlichen Lieder singen.

Die anderen sind die Mörder, nicht ich! Ach, es hilft alles nichts. Mein Hass und meine Verachtung, wohin haben mich diese Dinge gebracht? Sie haben mich ein liebloses, von falschem Stolz und Gewalt geprägtes Leben führen lassen und brachten mich schlußendlich dorthin, wo ich jetzt mein trauriges Dasein fristete—in die Todeszelle!

Nun werde ich sterben und niemand wird wissen, daß ich jemals gelebt habe. Keiner wird erfahren was ich dachte, fühlte, was mich bewegte, wovon ich träumte und welche Hoffnungen ich hatte. Meine Eltern sind längst tot und meine Frau und die Kinder vermutlich tot, getötet von den Rebellen! Und stehen diese Verbrecher, unsere besiegten Feinde vielleicht vor Gericht? Nein! Müssen sie sich für ihre Verbrechen verantworten natürlich nicht!

Politische Entscheidungen, taktisch geprägte Urteile, verdammte, ungerechte Welt, ich werde dich vermissen! Heute Morgen habe ich mir noch mehr Papier bestellt, aber sie wollen mir nichts mehr geben. Es lohnt sich nicht, sagen sie und lachen.

„Du verreckst eh bald, Offiziersschwein!“ rufen sie. Ich schweige auf solche Anrufe betrübt weil ich weiß, dass sie Recht haben.

Noch vier Tage, dann ist es so weit, dann werden die Festspiele eröffnet!

Morituri te salutant, die Todgeweihten grüßen dich! Und auch ich werde grüßen, wenn ich auf dem Schafott stehe. Stramm und akkurat werde ich grüßen, bevor meine Lebensgeister verlöschen und nach oben (oder unten) entschwinden.

Heute habe ich einen neuen Zellennachbarn bekommen, einen Kriegsverbrecher wie ich, der auf die Vollstreckung seines Urteils wartet. Er ist Mitte Vierzig, fett und kahlköpfig. Dazu ist er sehr von sich überzeugt und sehr redegewandt.

„Ein Irrtum ist es!“ sagt er immer wieder. „Sie werden mich freilassen müssen.“ brabbelt er ununterbrochen, doch es klingt nicht sehr überzeugend. „Unschuldig!“ ruft er und es klingt schwach und verlogen.

Ich schlage ihm aufs Maul, und er sackt stöhnend aber wehrlos zusammen. Ich trete auf ihn ein und er schweigt. Angeekelt wende ich mich ab und lege mich wieder aufs Bett, während er in einer Ecke des Raumes liegt und seine Wunden leckt.

17.10.;

Ich muß Papier sparen, noch drei Tage, dann ist es soweit, dann führt mich der Henker zum Schafott und ich muß vor den höchsten Richter treten. Wird auch er mich schuldig sprechen oder wird er mir meine Unschuld bescheinigen und mich sanft in den Arm nehmen—ich weiß es leider nicht!

Der andere sitzt nur noch rum und weint, hat sich die Nägel blutig gekratzt und kackt sich ein vor Angst. So ein Schwächling! Den ganzen Krieg über hat er sich herumgedrückt und jetzt macht er einen auf armes Opfer. Immer wieder wandern meine Gedanken zurück an jenen Tag und ich stehe wieder auf dieser Straße und der verfluchten Stadt. Den ganzen Krieg über waren wir an der Front, keine Ruhepause, kein Verschnaufen. Und dann marschieren wir in dieser eroberten Stadt ein und wissen, daß der Feind vielleicht Anschläge plant oder uns aus den Häusern heraus beschießt. Aufgeregt bin ich und habe auch schon die Mittagsverpflegung rausgekotzt. Jedes Fenster, jede Tür wird zur Qual, jedes Gartenmäuerchen, jede Hecke ist eine Tortur für uns.

Und dann dieser Kerl, der vor mir auf die Straße springt und irgendwas ruft. Er wird sofort niedergestreckt—klar. Später sehen wir, daß er unbewaffnet ist. Was er wollte, ich weiß es nicht, aber er ist doch auch selbst schuld! Muß er vor uns auf die Straße springen, der Typ?

Im Kampf habe ich oft das Leben meiner Männer aufs Spiel gesetzt und was bekam ich dafür? Beförderungen, Orden, Ehrungen! Und jetzt dieser Tag, den ich am liebsten aus meinem Gedächtnis verbannen möchte. Eine kleine Ausschweifung, ein winziger Fehltritt, das war alles. Dafür soll ich nun sterben? Ach Herr, vergib mir!

18.11.

Mittags haben sie ihn abgeholt, einfach so! Er hat um sich geschlagen, hat getreten, geschrien und gekreischt, später geweint, gebettelt und um Gnade gewinnelt—doch es half alles nichts!

Zwei kräftige Kerle waren es, links und rechts haben sie ihn an den Armen gepackt, wie ein Tier, das man zur Schlachtbank führt sah er aus, der Arme. Noch

Minuten danach hörte ich seine Schreie, sein Winseln, dann war alles still. Hatte diese Wurst den Tod verdient? Ein Gauner war er sicherlich, ein gewiefter Hund, doch ich bezweifle, dass er jemals einen Menschen getötet hat.

Er machte während des Krieges seine Geschäfte, das ist alles, was er mir erzählte. Ich hatte ihn nur kurz gekannt und auch nicht leiden können, dennoch war ich tief betroffen weil ich wußte, daß mir das selbe Schicksal blühte. Wahrlich hatten wir nichts gemeinsam und doch verband uns diese eine Sache: Beide waren wir zum Tod auserkoren!

Ich habe ihn verdient, vor einem geistigen Tribunal, das ich heute Morgen eiligst einberief wurde ich erneut für schuldig befunden und verurteilt. Aber muß es gleich der Tod sein? Ich will nicht sterben, würde alles dafür tun um am Leben zu bleiben. Selbst ein Tod auf Raten in einem Steinbruch würde mir in meiner Situation als das Paradies erscheinen. Ich habe gebetet, das erste Mal seit den Tagen meiner Kindheit. Ich habe gebetet und den Herrn um Gnade angefleht.

Ich habe winselnd auf dem kalten Boden gekniet und bin auf meinen schmerzenden Knien herumgerutscht. Die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt saß ich da und murmelte vor mich hin, schmeichelte ihm und bat um Erlösung. Unterbrochen wurde ich von einer Taube, die sich am Fenster niederließ und mich mit ihrem Gurren aus dem Konzept brachte. Sie setzte sich auf die Fensteröffnung und rieb sich am Gitter, säuberte mit dem Schnabel ihr weißes Federkleid, wackelte mit dem Kopf und schien mich seltsam anzublicken, als ob sie mir etwas sagen wollte.

Gebannt starrte ich auf das in der Abendsonne schimmernde Tierchen, dann packte mich die Wut und ich nahm ein Steinchen und schleuderte es in Richtung des Vögleins. Es zerplatzte in tausend Teilchen und der Vogel erhob sich keineswegs erschrocken, sondern vielmehr schwerfällig und bedacht wieder in die Lüfte und entschwand meinen Blicken.

19.11.

Noch ein Tag, 24 Stunden dann ist es so weit! Auf was soll ich armer Tropf jetzt noch hoffen? Gott hat mir kein Zeichen gesendet und ich bin ganz auf mich allein gestellt und kann alleine auf die Gnade der Richter hoffen.

Jetzt bleibt mir nur noch eins zu tun: Standhaft bleiben und soldatisch dem unvermeidlichen Tod ins Auge sehen. Ich werde stark sein und dem Henker fest in die Augen sehen. Der stramme Leutnant, soll man über mich sagen, keine Miene hat er verzogen da, wo andere zusammenbrechen, zu sterben hat er verstanden!

- Ende -

Hier enden die Aufzeichnungen, die wir gefunden haben unvermittelt. Keine Zeit, keine Lust, vor allem aber kein Papier mehr werden die Gründe gewesen sein aber wir wollen dennoch erfahren, wie es weiterging. Wurde er gerettet, hat er dem Tod standhaft ins Auge gesehen, hat ihm Gott beigestanden?

Wir beschließen jemanden zu befragen, der am 20.11. an Ort und Stelle war, einen Kameraden, der alles gesehen hat. Nach kurzen „Ermittlungen“ finden wir unseren Kameraden Atzenhofer, der die Hinrichtung gesehen hat. Er ist nicht besonders klug, dafür aber körperlich sehr gut in Form. Sein Körper ist unglaublich

dünn und sehr sehnig; er verfügt über große Kraft und Ausdauer, die man leicht unterschätzt.

„Ja, ich war dort!“ erzählt er mir, nachdem er mir eine Schachtel Zigaretten abgenommen hat. So ist das in diesen Tagen. Wenn man etwas möchte, ganz gleich was, muß man bezahlen—und das am Besten nicht mit Geld. Schnaps, Zigaretten, Schinken, das ist das Gold unserer Zeit.

Es folgte ein ziemlich genauer Lagebericht, wovon ich sehr überrascht war. Mit nachdenklichem Blick und gerunzelter Stirn fuhr er in seinen Ausführungen fort: „Wir standen an diesem Tag als Sicherungsposten am Eingang des Hofes, der Obergefreite Obermüller und ich. Zu tun hatten wir nicht viel und vertrieben uns die Zeit indem wir die Leute beobachteten und uns derbe Witze erzählten. Wer hat Haltung bewahrt, wer hat sich blamiert, alles wurde von uns genauestens ausdiskutiert und messerscharf bewiesen.

„Um zehn Uhr wurde der zweite Durchgang in den Hof geführt. Drei Galgen hatte man ausgestellt und der Henker hatte gestern den ganzen Tag geprobt. Klappe auf, Klappe wieder zu, Prüfung der Treppe, damit auch ja keiner ausrutscht und sich verletzt. Dann unterzog er die Seile einem genauen Test und nickte zufrieden, alles in Ordnung!

„Der Obermüller und waren ja zusammen im Krieg gewesen, Nachschub, leichtes Leben, verstehst du? Er entdeckte ihn auch zuerst:“

„Schau mal, wenn das nicht unser Leutnant ist!“ rief er und streichelte sich wohlgefällig den dicken Bauch.

„Ja klar, das ist er, das ist das Schwein! Mensch Gustl ich werd nicht mehr, heute muß mein Glückstag sein!“

„Du hast Recht.“ pflichtete ich ihm bei und schaute mir den Offizier, der gefesselt auf den Galgen zu ging genauer an. Zu Beginn waren seine Schritte noch stramm und selbstbewußt wie beim Exerzieren, je näher er dem Galgen kam, desto zittriger wurden die Bewegungen und als er das kleine Treppchen erreichte blieb er wie gelähmt stehen. Die Wärter schrien herum und zerrten ihn an seinem langen Hemd. „Weiter, los!“ riefen sie und schlugen mit Holzknüppeln auf ihn ein, so daß ihm ein Schwall aus Blut aus der Nase schoß und er vor ihren Füßen zusammenbrach.

Obermüller lachte und sagte: „Geschieht ihm ganz recht, dem Fiesling! Wie der uns drangsaliert hat, der Teufel in Menschengestalt, der verfluchte Offizier!“

Auch ich lachte, doch mir war nicht danach zumute. Ich dachte nach über Sinn und Unsinn dieser Prozesse und fragte meinen Kameraden ob er das alles für richtig halte, worauf er leise sagte: „Die Regierung will das aufgebrachte, entzweite Volk besänftigen und bestraft einige der eigenen Soldaten um sich wieder den Anschein der Rechtmäßigkeit zu geben und die Wogen zu glätten!“

„Aber der Leutnant hat doch auf unserer Seite gekämpft, hat für uns den Allerwertesten hingehalten und seinen Teil zum Sieg beigetragen. Dieser Mann soll nun hingerichtet werden, ist das gerecht?“

„Ob gerecht oder nicht, das Gericht hat es entschieden und dann muß es ja stimmen, oder? Außerdem war er ein mieser Typ und immer schlecht drauf. Und weißt du noch wie der uns rundgemacht hat, nachdem wir einmal die halbe Verpflegungsration vergessen hatten?“ Ich nickte langsam und antwortete nicht, sondern schaute wieder zum Leutnant, der jetzt mit Gewalt die Stufen hoch ge-

schleppt wurde. Der Henker machte sich nicht erst die Mühe sein Gesicht zu verhüllen und legte sofort den Strick um den Hals, nachdem er ihm einmal kräftig in die Magenrube geboxt hatte, worauf sich der Leutnant krümmte und leise aufstöhnte.

„Noch einen Wunsch?“ fragte der Henker grob und der Leutnant gab ihm keine Antwort sondern starrte zum Himmel und da war sein Ausdruck plötzlich merkwürdig verklärt, er schien über alle Maßen entzückt zu sein und rief: „Hier bist du nun mein Täubchen, du bist zurückgekehrt! Vergebe mir meine Sünden und nimm mich bei dir auf, ich bitte dich, nimm mich bei dir auf!“

Erst dachte ich, er würde anfangen zu phantasieren, dann erkannte ich auf dem Hausdach gegenüber wirklich eine weiße Taube sitzen. Der Henker aber hatte nichts übrig für die seltsamen Worte des Leutnants und schüttelte langsam den Kopf, dann betätigte der den gut geölten Hebel. Der Mann fiel, doch er wurde schnell vom Strick gebremst, dann zuckte er mehrmals und blieb als leblose Masse, als Menschenmüll hängen. Das Täubchen hatte alles gesehen und fast schien es als sei sie ein wenig traurig. Mit langsamen Bewegungen erhob sie sich und verließ diesen Ort des Grauens. In der hohen Mittagssonne sah ich sie langsam entschwinden. „Seltsam,“ sagte er, „ich spürte, daß sie in die Situation involviert war, konnte aber keinen Zusammenhang herstellen!“

Dann holte er zwei Zigaretten heraus und sagte zu mir: „Laß uns eine rauchen, zu Ehren des Toten. Ein armer Kerl, wer so sterben muß. Er war mit Sicherheit nicht besonders sympathisch aber er hat immer seine Pflicht getan!“

Ich nahm die Zigarette und auch sein Feuer und machte tiefe Lungenzüge, blies die Luft in dicken Wolken aus meinem Mund und sah sie zum Himmel aufsteigen und sich langsam auflösen.

„Immer seine Pflicht getan,“ murmelte ich immer wieder vor mich hin. „Immer seine Pflicht getan!“

Die Kinder

Damals war das Leben schön, nur hatten sie es noch nicht gewußt. Damals, das war die Zeit vor dem Krieg gewesen, als das Leben in der Stadt florierte und die Erwachsenen an lauen Sommerabenden froh und heiter durch den Park schlenderten, Bier tranken oder sich ein Eis gönnten, die Kinder im Sommer auf den Gassen herumtollten und im Winter auf den zugefrorenen Teichen Schlittschuh liefen.

Fritz erinnerte sich an die vielen schönen Stunden, die er mit den Eltern im Garten verbracht hatte und auch an manchen kalten Wintertag, an dem er zu ihnen ins Bett gekrochen war. Dann kuschelte er sich zu ihnen und spürte die Wärme und Geborgenheit. Später lag er Abends noch lange wach, dachte an vergangene Zeiten zurück und weinte während Hansi seelenruhig in seinem Bett lag und schlief. Er dachte oft an den Tag zurück, an dem er seinen Vater zum letzten Mal gesehen hatte. Dann hatte seine Mutter ihm weinend erklärt, daß Papa jetzt im Krieg war und so schnell nicht mehr wiederkommen würde. Er hatte geschluckt, er hatte genickt, dann hatte er verstanden.

„Echte Kerle braucht das Land, Härte und Stärke sind die Tugenden von Heute, sie sind der Schlüssel zum Sieg!“ Solche und ähnliche Parolen, die er in Funk und Fernsehen gesehen und gehört hatte, halfen ihm die schwere Zeit zu überstehen und neuen Mut zu schöpfen. Jetzt war er der starke Mann im Haus und nahm der überforderten Mutter viele Arbeiten ab. Während sie sich mit Depressionen und Alkoholproblemen herumschlug übernahm der zehnjährige Fritz die Erziehung des jüngeren Bruders. Das Leben ging weiter und normalisierte sich einigermaßen.

Es gab weniger zu essen und die Männer kämpften alle an der Front, ansonsten merkte man nicht, daß Krieg war und bekam vom massenhaften Sterben und Gemetzel, den Plünderungen und den Vergewaltigungen nichts mit. Dann war der furchtbarste Tag in der Geschichte der Stadt gekommen, als die Rebellen sie im Handstreich genommen hatten.

Sie zogen mordend und brandschatzend durch die Gassen und durchsuchten jedes Haus. Die Mutter versteckte die beiden Kinder im Keller und befahl ihnen dort zu bleiben, bis sie wiederkam.

„Ich bin gleich wieder bei euch!“ hatte sie gesagt und jedem einen dicken Kuss auf die Wange gegeben. Als sie nach etwa einem Tag ihr Versprechen immer noch nicht eingelöst hatte, beschloß Fritz, sich auf die Suche nach ihr zu machen. Er durchstreifte die Straßen und versteckte sich immer wieder, wenn er lautes Gegröle oder das laute Getrampel der Stiefel hörte. Wahnsinnig vor Angst suchte er die Mutter und fand sie schließlich.

Sie lag an einer Straßenecke—tot, mit zerrissenen Kleidern—und er brach weinend vor ihr zusammen und sah ein letztes Mal in ihr Gesicht. Ein Soldat rief ihn an und lud sein Gewehr durch, dann feuerte er einen Warnschuß ab. Fritz lief davon so schnell er konnte und seitdem verließ er das Haus nicht mehr. Im Keller waren einige Konserven eingelagert und so überlebten die beiden die folgenden Wochen.

Immer wieder fragte der kleine Hansi nach der Mutter und Fritz antwortete, es gehe ihr gut, sie komme bald wieder zurück. Innerlich mußte er dann selbst mit den Tränen kämpfen und betete, der Vater möge doch bald mit seinen Soldaten kommen und die Verbrecher vertreiben. Er würde ihm das mit der Mutter erzählen und dann könnten sie gemeinsam Rache nehmen. Vater war nämlich Offizier—einer der besten!

Viele Auszeichnungen hingen an der Wand und er hatte ihn von mancher Heldentat berichten gehört. Voller Stolz dachte er an ihn und wünschte sich nichts sehnlicher als zu werden wie er. Eines Tages dann herrschte auf den Straßen großer Tumult. Die Einheiten der Verbrecher packten zusammen und rückten ab. Durch eine Ritze in der Verbretterung der Fenster beobachteten die beiden Kinder gespannt das rege Treiben und jubelten, als die letzten Fahrzeuge die Stadt verlassen hatten.

Kurz darauf waren die ersten Bomben eingeschlagen und Flugzeuge donnerten über sie hinweg und ließen die Wände des Hauses erbeben. In dieser Nacht kamen Sigi und Pit die Treppe herauf und nahmen die Kinder mit sich. Es war höchste Zeit. Seit einigen Tagen hatten die beiden nichts mehr gegessen und die eisige Kälte der letzten Wochen machte ihnen schwer zu schaffen. Sie waren froh, auf Erwachsene zu treffen, die ihnen helfen wollten, und gingen bereitwillig mit. Hastig durchstreifen sie die Straßen und merkten bald, mit welcher Art von Menschen sie

es hier zu tun hatten. Es war ihnen aber egal, das Überleben war ihnen wichtiger. Auf dem Weg zum Boot brach Hansi zusammen und der Alte nahm ihn auf seine Schultern, während Fritz den Sack mit dem Schmuck trug. Es kostete ihn die letzten Kräfte, doch er biß auf die Zähne und hielt durch. Im Boot kauerte er sich neben seinen Bruder und sie wärmten sich gegenseitig, während sie die beiden Erwachsenen genau beobachteten, die plötzlich mit dem Rudern aufgehört hatten und leise miteinander sprachen. Erschrocken und fasziniert sah Fritz wie Sigi eine Signalpistole lud und sie in den Himmel feuerte. „Toll, das ist wie an Silvester!“ jauchzte Hansi, aber Fritz ermahnte ihn zur Ruhe.

Ansonsten bekamen sie nichts mit von den Ereignissen jener Nacht und waren glücklich als jeder zum Frühstück eine Konservendose Fleisch und etwas Trockenbrot bekam. Danach legten sie sich in der Höhle auf weiche Stroh und hüllten sich in die dicken Decken ein. Als sie wieder erwachten, waren sie mit dem Alten allein. Pit saß vor dem Eingang und weinte.

„Warum weinen Sie?“ fragte Fritz schüchtern und der Mann antwortete, Sigi sei in der Nacht gestorben. Fritz zitterte und konnte es kaum glauben, dann sagte er: „Und was geschieht jetzt?“

„In die Stadt können wir kaum zurück, die knüpfen mich sofort auf und auch für euch ist es viel zu unsicher. Ich habe dem Alten versprochen, euch in Sicherheit zu bringen und werde es auch tun.“

„Wenn die Dunkelheit angebrochen ist, setzen wir über und fahren ans andere Ufer. Danach schlagen wir uns weiter nach Westen durch. Vorerst aber müssen wir noch etwas tun, wir müssen ein Grab für ihn ausheben!“ Zu dritt machten sie sich an die Arbeit. Pit hatte einen Spaten gefunden und Fritz hackte mit dem Beil grobe Wurzeln durch und schlug die Erde locker, während Hansi am Rand der Grube saß und ab und an größere Erdklumpen packte und auf den größer werdenden Haufen neben sich schleuderte.

Sie begruben ihn mit höchsten Ehren. Während Pit aus zwei Hölzern ein Kreuz gebastelt hatte, sagte Hansi ein kleines Gebet auf und Fritz stimmte ein christliches Lied an, wobei Pit besonders von der zweiten Strophe tief berührt war.

*Oh Gott, du Quell der Gültigkeit, erhöre unser Beten,
Beende ihrer Buße Zeit, und lass sie vor dich treten!
Barmherzigkeit in ihrem Leid, wolltest ihnen, Herr erweisen,
Damit sie in der Seligkeit, all deine Liebe preisen!*

Amen, sagte er trocken und wendete sich ab. „Werde doch vor den Kindern keine Schwäche zeigen. Muß mich doch wenigstens jetzt behaupten!“ sagte er zu sich selbst obwohl er gerade so schwach und verwundbar wie niemals zuvor war. „Ihr seid wohl sehr gläubig, was?“ fragte er Fritz und versuchte so verächtlich wie möglich zu klingen.

„Ja, das sind wir. Unsere Mutter hat es uns gelehrt und wir sind oft zur Kirche gegangen—früher!“ sagte Fritz traurig.

„Maria, Maria, ich vermisse dich,“ brabbelte Hansi und Pit fragte den Großen, was er damit meinte.

„Wir haben immer speziell zu ihr gebetet. In unserer Kirche steht eine sehr alte Marienstatue, die unbekanntes Ursprungs ist und schon einige Wunder bewirkt

haben soll. Nach jedem Gottesdienst sind wir hingegangen und haben—jeder für sich—ein Gebet zu ihr gesprochen!“ Fritz strahlte vor Glück, während Pit ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Dann schüttelte er mehrmals den Kopf und sagte laut:

„Nein, nein und nochmals nein. Ich werde möglicherweise wahnsinnig und muß aufhören zu fantasieren. Der Tod des Alten hat mich sehr mitgenommen und ich bin einfach nur erschöpft.“

Die Kinder schauten ihn verständnislos an und gingen dann wieder in die Höhle. Ihnen war kalt und bis zur Dämmerung dauerte es noch ein bis zwei Stunden. Pit blieb draußen stehen und war völlig konsterniert, dann folgte er ihnen.

„Wohin gehen wir?“ fragte Fritz und Pit schüttelte langsam den Kopf.

„Wir marschieren auf gut Glück los und nehmen soviel an Proviant mit, wie in der Höhle ist. Früher oder später müssen wir dann versuchen, irgendwo unterzukommen, aber das schaffen wir schon.“

Am Abend setzten sie dann über auf das andere Ufer und marschierten die ganze Nacht über nach Westen. Das Kriegsgebiet hatten sie verlassen, aber Verbrecher und Banden machten die Gegend unsicher, wie Pit sagte und so liefen sie immer weiter und weiter. Dabei kamen sie sehr langsam voran, weil Hansi nicht gut zu Fuß war und Pit und Fritz außer den zwei Säcken mit Schmuck noch die Schlafsäcke und die Verpflegung zu transportieren hatten.

Nach wenigen Stunden traf Pit dann die Entscheidung, die Diebesbeute zu vergraben.

„Wir hätten sie gleich auf der Insel lassen sollen, dort hätte keiner danach gesucht.“ sagte er zu Fritz, der diesen Schritt sehr begrüßte, weil er vor Erschöpfung fast zusammenbrach. „Wir graben ein Loch an diesem großen Baum, da wo der markante Stein liegt, dann können wir uns den Ort ganz leicht merken!“ befahl er und sie machten sich ans Werk. Bald hatten sie es geschafft und marschierten weiter.

Sie waren drei Tage nach Westen gegangen, waren immer nachts gelaufen, denn tagsüber hatten sie geschlafen, um nicht entdeckt zu werden. Dann waren die Vorräte verbraucht und Charlie ließ die beiden Jungen in einem Waldstück zurück und sagte, er wolle ins nächste Dorf gehen und dort einige Besorgungen machen.

„Wartet hier, bis ich wieder komme und wehe ihr macht auch nur einen Mucks!“ schärfte er ihnen ein und dann ging er fort. Sie sahen ihn nie mehr wieder.

Der Tag ging vorüber und auch die Nacht, auch am folgenden Tag kam er nicht und spätestens jetzt merkten die Kinder, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Sie hatten, entgegen seiner Weisung, Feuer gemacht und Gras und Erde gegessen, um wenigstens etwas in den Magen zu bekommen. Dann entdeckten sie plötzlich die zwei Soldaten. Einer hatte eine Maschinenpistole im Anschlag, während der andere ein Kampfmesser zum Angriff bereit hielt. Die Kinder sagten kein Wort. Fritz drückte seinen Bruder an sich und atmete tief durch. Nun ist es vorbei, sie haben Pit getötet und nun sind wir an der Reihe, dachte Fritz, doch er täuschte sich.

Die Männer gaben ihnen Schokolade und nahmen sie mit sich. Sie hatten Essen dabei und gaben ihnen auch zu trinken und das war für Fritz und Hansi die Hauptsache. Kaum einen Tag waren sie marschiert als sie an einem alten Bauern-

haus ankamen, aus dem schwarzer Rauch aufstieg. Ein junger Mann öffnete die Tür und sie traten mit einem beklommenen Gefühl in der Magengrube ein. Was würde sie hier erwarten? Wie würde man sie behandeln? Plötzlich hörte Fritz das Radio und faßte seinen Bruder am Arm.

„Mensch Hansi, der Krieg ist aus und wir haben gewonnen. Jetzt kommt Papa bald heim und alles ist in Ordnung!“ Überrascht schaute er sich die entsetzten Gesichter der Männer an und verstand gar nicht, warum sie sich nicht auch freuten. Später, als er ihre Geschichten gehört hatte, begriff er natürlich ihren Kummer und bedauerte seinen Ausruf.

Er war sehr gealtert in diesem halben Jahr, seit er seine Mutter verloren hatte. Während sein kleiner Bruder der selbe, dumme Junge wie früher auch geblieben war, hatte sein Charakter härtere, erwachsenere Züge angenommen und auch sein Bewußtsein war durch die schrecklichen Erlebnisse erweitert worden, die sie durchgemacht hatten. Er hatte sich mit den Männern angefreundet und sie kümmerten sich gut um ihn und seinen Bruder. Fast schien es ihm, als hätte er hier eine neue Familie gefunden und könnte wieder glücklich werden.

Einzig die Sorge um den Vater belastete Fritz sehr. Was war aus ihm geworden, war er tot, war er verwundet, suchte er nach seiner Familie? Zu gerne hätte er mit ihm gesprochen, hätte ihm von seinen Erlebnissen berichtet und ihn in manchen Dingen um Rat gefragt, mit der Zeit aber vergaß er ihn fast gänzlich.

Der stille Martin nahm immer mehr die Rolle des Erziehers, Freundes und engsten Vertrauten ein und Fritz erlebte in diesem Jahr nach dem Krieg die schönste Zeit seines jungen Lebens. Auch sein Bruder öffnete sich immer mehr und wurde immer fröhlicher. Toni hatte ihn ins Herz geschlossen und umsorgte ihn gut, nannte ihn liebevoll seinen Kleinen, tätschelte ihm abends die Wangen und erzählte Hansi Geschichten, wenn dieser mal wieder nicht einschlafen konnte.

„Es sind Feinde, wir züchten die Brut unserer Gegner groß!“ hatte Fritz Toni einmal an den ersten Tagen sagen hören, aber Bertel hatte ihn scharf zurecht gewiesen:

„Liebe deinen Nächsten, heißt es nicht so? Nicht sie haben uns bekämpft, sondern ihr Vater, denke daran!“ Da hatte Toni tief beschämt zu Boden gesehen und kurz genickt.

„Ja, ich glaube du hast Recht. Sie haben etwas Besseres verdient, haben verdient in einer gerechten, friedlichen Welt aufzuwachsen.“

Damit war das Thema erledigt und sie sprachen nicht mehr darüber. Nur einmal fragte Martin Fritz nach dem Vater und er erzählte ihm voller Stolz, was für ein guter Soldat er gewesen sei.

„Er war Offizier, mußt du wissen!“

Sie hatten ein gutes Leben, dort auf dem Land. Fritz und Hansi mussten kleinere Dinge verrichten, wie das Füttern der Hühner und das Ausmisten der Ställe. Fritz lernte reiten und pflügen, wurde immer kräftiger und wuchs zu einem ansehnlichen, charakterstarken jungen Mann heran. Er liebte die Natur, die er früher nur von gelegentlichen Spaziergängen und aus dem Zoo gekannt hatte und genoß jeden Tag auf dem alten Bauernhof.

Abends spielten die Männer Karten und auch er durfte oft mitspielen, hörte ihre Geschichten und lauschte ihren Liedern. Er dachte an einen Ausspruch seines Vaters zurück:

„Unsere Gegner sind feige Terroristen, sie müssen bis auf den letzten Mann ausgemerzt werden!“ Während er an seinen Vater immer mit größter Bewunderung gedacht hatte, so überwogen jetzt die Zweifel und er sprach darüber mit Martin, der ihn lange forschend ansah.

„Ich muss dir etwas erzählen, warte hier!“ sagte er zu Fritz und verließ den Raum um wenige Minuten später mit einer vergilbten Mappe in der Hand wieder herein zu kommen.

„Wir haben beschlossen, es euch zu sagen, wenn ihr alt genug seid und ich denke, das ist jetzt bei dir der Fall.“ Damit holte er einen Zeitungsausschnitt aus der Mappe und überreichte ihn Fritz. Erstaunt blickte der auf eine Fotografie seines Vaters in Uniform und ihm kamen die Tränen, dann begann er den dazu gehörenden Artikel zu lesen. Wie entsetzt las er die Zeilen, welcher Schmerz durchzuckte ihn, wie groß war sein Unglaube über das Gelesene. Das konnte nicht sein, das war nicht wahr, war sein erster Gedanke. Langsam und zaghaft schob Martin ihm die ganze Mappe hin und stand auf:

„Lies alles und bilde dir deine Meinung. Wir haben alles gesammelt, damals und alles aufgehoben. Wenn du reden willst, ich bin für dich da.“ Dann ging er und Fritz schloss die Türe hinter sich. Er las von hunderten ermordeter Zivilisten und Unbewaffneten, las von einem „vom Wahnsinn befallenen Offizier“ und vom Prozeß, der ihm gemacht wurde.

Wie konnte das sein? War das sein Vater, über den hier geschrieben wurde? Lag hier nicht etwa eine Verwechslung vor, ein Irrtum gewissermaßen? Er dachte zurück an fast vergessene schöne Stunden im Kreis der Familie, an das lustige Lachen des Vaters und die Eleganz seiner Bewegungen, das Blitzen seiner Augen und wie er seine Söhne immer in die Wangen gekniffen hatte.

Konnte solch ein Mensch zu den Verbrechen fähig sein, für die er verurteilt wurde? Unmöglich! Sorgsam, Wort für Wort las er die gesammelten Berichte, studierte die beigelegten Fotos, dann packte er alles zusammen und verschloß die Mappe wieder.

Er ging die Treppe herunter und sah Martin alleine im Wohnzimmer sitzen und eine Pfeife rauchen. Stumm, tränenlos setzte er sich neben ihn und sah ihm fest in die Augen.

„Ist das wahr?“ fragte er. „Ich war damals beim Prozess anwesend. Ob es wahr ist, das weiß ich nicht, aber es war ein faires, gerechtes Verfahren. Toni war in der Stadt und hat Nachforschungen angestellt, auch er hat einiges zusammen getragen, Augenzeugenberichte. Ich wünschte, ich könnte dir etwas anderes sagen aber es scheint, als ob dein Papa kein allzu netter Mensch gewesen sei.“

Fritz nickte stumm und dann ging er auf sein Zimmer. Die Männer machten sich Sorgen und berieten darüber, was sie nun tun sollten. Am Abend kam er dann zu ihnen und sagte, er werde sie vorerst verlassen und wolle ihnen für all das danken, was sie für ihn und seinen Bruder getan hatten. Es folgten lange Gespräche, die erst am frühen Morgen beendet wurden und am nächsten Tag war der Abschiedsschmerz groß, als Fritz in der Tür stand und einen großen Rucksack auf den Schultern hatte.

„Willst du es dir nicht doch noch einmal überlegen?“ fragte Toni doch Fritz blieb standhaft und hielt an seinen Plänen fest: "Vielleicht komme ich wieder, wer weiß.

Und Hansi bleibt ja bei euch. Jetzt aber muß ich meiner eigenen Wege gehen und mein Glück—oder Unglück—selbst finden.“

Er gab ihnen die Hand und drückte Hansi ganz fest, dann drehte er sich um und ging fort. Kein einziges Mal mehr drehte er sich nach ihnen um, ging mit schnellem Schritt voran und verschwand bald hinter der nächsten Wegbiegung. Er hatte Proviant genug dabei und es war Sommer, daher kam er gut voran und erreichte bald den Ort, an dem die Opfer des Krieges beigesetzt waren—den Soldatenfriedhof der blauen Garde. Es war warm an diesem Tag, die Sonne schien und einige Menschen schlenderten bedächtig um die Gräber herum, blieben manchmal andächtig stehen und senkten ihren Blick. Fritz dagegen rannte fast, er wirkte gehetzt und verhielt sich wie ein Mensch auf der Flucht. Manchmal warf ihm einer der übrigen Besucher einen empörten, herablassenden Blick zu, doch es kümmerte ihn nicht. Sein Blick war verengt und er nahm nichts mehr wahr, nur noch das für ihn Relevante.

Er suchte den halben Tag und dann fand er ihn schließlich, zumindest fand er das kleine, weiße Holzkreuz, auf dem sein Name geschrieben stand. „Hier liegst du also. Hier haben sie dich begraben, Vater. Wenigstens liegst du auf dem Soldatenfriedhof und bis nicht dort begraben, wo man normalerweise die Mörder verscharrt. Stimmt es, ist es wahr was man sich erzählt. Hat man dich zu Recht verurteilt oder warst du unschuldig?“

Er sank auf die Knie und hob die Hände zum Himmel.

„Ach Herr, früher habe ich oft gebetet und immer an dich geglaubt. In den letzten Jahren aber ging mein Glaube zu dir verloren. Wie konntest du all das zulassen, all diese schrecklichen Dinge? Warum hast du den Krieg nicht verhindert, warum hast du ihn nicht gehindert, wenn du doch so mächtig bist?“

Er weinte und verbarg sein Gesicht in den Händen, was ihm sehr wohl tat. Als er wieder aufblickte sah er eine weiße Taube, die sich auf dem Kreuz des Vaters niedergelassen hatte. Sie blickte ihn sonderbar an und gurrte einige Male, dann erhob sie sich und flog davon. Was hatte das zu bedeuten, war das ein Zeichen, fragte er sich immer wieder. Es mußte ein Zeichen Gottes gewesen sein, da war er sich sicher, doch er fragte sich, was es wohl zu bedeuten hatte.

Langsam erhob er sich und blickte sich um. Es war niemand in seiner Nähe, keiner hatte ihn gesehen.

„Nun denn, lebe wohl Papa!“ rief er und wendete sich zum gehen als er furchtbar erschrak. Vor ihm stand ein kleiner, etwas dicklicher Mann, der nach seiner Einschätzung an die fünfzig Jahre alt sein mochte. Trotz der sommerlichen Wärme trug er einen dicken, braunen Mantel und einen großen, breitrempigen Hut. Er sah ungepflegt aus, roch nach Schweiß und ein großer Vollbart verdeckte die Hälfte seines Gesichts.

„Wo... wo kommen Sie her?“ stammelte Fritz, doch der Mann beantwortete seine Frage nicht, sondern sagte:

„Verzeihung, aber ich habe zufällig eben deine Frage gehört und sie erschien mir recht interessant.“

„Interessant...? Was wollen Sie von mir?“ wollte Fritz schockiert wissen und der Mann erwiderte seelenruhig:

„Es obliegt nicht Gott die Untaten und Sünden der Menschen zu verhindern, seine Sache ist es, den Not leidenden Trost und Hoffnung zu spenden! Selbst ein

Vater kann seine Söhne und Töchter nicht hundertprozentig kontrollieren, so ist es auch bei Gott. Wenn aber ein Sünder, ein verlorener Sohn, zu ihm zurück kehrt und ihn um Vergebung bittet, welcher Vater würde ihn zurückweisen? Welcher Vater würde seinen Sohn bestrafen und ihm Vorwürfe machen? Nein, nicht dies würde er tun, sondern ihn in den Arm nehmen und ihm Trost spenden, verstehst du?“

Fritz starrte den Mann ungläubig an und verstand seine Worte nicht recht, dann ließ er seinen Blick über die unzähligen Gräber fahren und dachte voller Schmerz über das tausendfache Leid und die unzähligen Geschichten, die dieser Platz und die Toten verbargen. Jedes Kreuz ein Schicksal, jede Inschrift eine trauernde Familie, jedes Grab eine zu Tode betrübt Mutter. Wofür, dachte er, wofür sind all diese Menschen gestorben? Dann dachte er an all die Menschen, die sein Vater auf dem Gewissen hatte und die nicht das Glück gehabt hatten, ehrenvoll begraben zu werden und in irgendwelchen Gräben und schnell ausgehobenen Löchern verscharrt wurden.

„Und er liegt hier und in fünfzig oder hundert Jahren weiß keiner mehr was er getan hat!“ rief er an den unbekanntenen Mann gewandt. Als der ihm nicht antwortete, drehte er sich um und sah, daß er nicht mehr da war.

Er war so schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war. Fritz suchte ihn überall, konnte ihn aber nirgends entdecken. Verzweifelt lief er durch die Reihen, bahnte sich seinen Weg durch das Labyrinth der unzähligen Gräber und war völlig erschöpft als er endlich den Ausgang erreicht hatte.

Noch schlechter aber als um seinen körperlichen Zustand war es um seinen Geist bestellt. Langsam und schleichend kamen sie hervor gekrochen, die schlechten Gedanken und zerpflügten sein Hirn. Wie froh und glücklich war er gewesen als er noch unwissend und dumm, voller falscher Träume und Hoffnungen auf dem Bauernhof gelebt hatte und die Tage von harter, körperlicher Arbeit geprägt waren.

Was war das für eine schöne Zeit, dachte er. Jetzt aber ist alles vorbei, jetzt wird es nie mehr so sein wie es früher einmal war. Mir bleibt nichts anderes übrig als... Ich muß mich von meinem alten Ich reinigen, ich muß...

Während er nachdachte war er, ohne es zu wissen in Richtung des Flusses gelaufen und stand auf einmal vor dem an dieser Stelle reißenden Strom. Fasziniert und andächtig schaute er auf das schnell dahin fließende Wasser. Sein Verstand war längst abgeschaltet und das Unterbewußtsein, der Geist hatte das Kommando übernommen. Der Körper schritt auf das Wasser zu und erst als es ihm schon bis zur Hüfte reichte realisierte er wo er sich befand. Da hatte er aber schon große Probleme sich auf den Beinen zu halten und im nächsten Moment wurde er von den Fluten mitgerissen. Eine Weile noch kämpfte er und wehrte sich, dann erlahmten seine Bewegungen und er ließ die Naturgewalten gewähren und ergab sich in sein Schicksal. Fritz wurde in dieser Welt nie wieder gesehen, weder von Martin, Toni, Hansi, noch von sonst einem Menschen.

Auf dem Hof ging das Leben weiter, die Arbeit nahm die Männer und den Jungen sehr in Anspruch und sie hatten andere Sorgen als sich um den Verbleib des Jungen zu kümmern. Manchmal, in den einsamen Abendstunden dachten sie an ihn und fragten sich, was er jetzt wohl tat. Natürlich ahnten sie etwas, doch sie

sagten es Hansi nie und klärten ihn auch nie über den Verbleib des Vaters auf, weil er ihrer Meinung nach zu sensibel und schwach war.

„Er würde es nicht verkraften, bitte sag du ihm auch nichts!“ beschwor Toni seinen Freund einmal und dieser nickte ihm stumm zu.

An den Schatz dachte Hansi nicht oft und er hätte den Ort auch niemals wieder gefunden, dennoch kam er zu Geld und erweiterte mit der Zeit den Hof und kaufte sich Ackerland hinzu. Er gründete eine Familie und wurde glücklich. Niemals sprach er über das Vergangene oder stellte Fragen.

Viele Bekannte sagten über ihn, er sei ein stumpfer, etwas beschränkter Mensch gewesen und er hätte ihnen vielleicht Recht gegeben. Seiner Ansicht nach hatte er das Beste aus einem Leben gemacht, das für ihn so schmerzlich und unheilvoll begonnen hatte. Dem Glauben dagegen war er treu geblieben und betete jeden Tag. Als er im Alter zu Reichtum und Wohlstand gekommen war, ließ er auf der kleinen Insel im Fluß eine Kapelle errichten, die der Jungfrau Maria geweiht war. Er starb in hohem Alter im Kreis seiner Kinder und Enkel und war mit der Welt im Reinen.

[NOTE: Der Text stammt von BookRix und mußte völlig überarbeitet werden.
BookRix bietet die mit Abstand schlechteste Qualität.]
